

Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

Band: 92 (1996)

Heft: 1

Buchbesprechung: Buchbesprechungen = Comptes rendus de livres

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Buchbesprechungen – Comptes rendus de livres

KURT STADELMANN/THOMAS HENGARTNER: *Ganz Ohr. Telefonische Kommunikation*. Bern: PTT-Museum 1994. 104 S., Abb. (Schriftenreihe des Schweizerischen PTT-Museums Bern).

Die Geschichte des Telefons und der Telefonie waren 1994 das Thema der Ausstellung «Ganz Ohr» im PTT-Museum in Bern. Der vorliegende Katalog bringt das Thema in prägnanter Weise all jenen näher, die die Ausstellung nicht besuchten. Der erste Teil zeigt anhand einer Fallstudie der Gemeinde Beromünster auf, was alles nötig war, damit sich ein Telefonnetz in einer Ortschaft etablierte, und wie das Telefon sukzessive einen Platz im Gemeindeleben erhielt. Der Einzug des Telefons in den öffentlichen Bereich, die Schaffung neuer Berufe (und die Bedrohung dieser Arbeitsplätze durch ständig effizientere Telefontechnologien) und die Privatisierung des Gesprächs lassen sich mitverfolgen. Der zweite Teil vertieft die Eindrücke aus der Fallstudie durch die Beleuchtung der zunehmenden «Natürlichkeit des Technischen» aus verschiedenen Blickwinkeln, angefangen beim Sich-vertraut-Machen mit dem neuen Sachgut Telefonapparat und seinem Vorstoss in stets privatere Lebensbereiche – von Gemeindestationen bis zum Telefon als natürlichem Bestandteil der Schlafzimmereinrichtung. Die ständigen Veränderungen innerhalb der Kommunikationsart Telefonieren sind durch die Beleuchtung sprachlicher und gestischer Facetten ausgezeichnet dargestellt und reichen vom knappen Informationsaustausch bis zur Telefonsüchtigkeit, den neuesten Techniken der mobilen Telefonie und der Kommunikationsverknappung durch verschiedene automatische Beantwortungsmöglichkeiten.

Insbesondere die Illustrationen – Fotos, Werbepлакate, Bilder aus Arbeits- und Wohnräumen, Witzzeichnungen – sowie der Abdruck zahlreicher Primärmaterialien verdeutlichen die tiefgreifenden Veränderungen, die das Telefon in allen Lebensbereichen bewirkt hat. Für die heutige Zeit ergeben sich aus diesem alltagskulturellen Rückblick besonders wertvolle Anstöße, sich auch mit den für unsere Zeit neuen Kommunikationsmedien auseinanderzusetzen, befinden wir uns doch in den Anfangsstadien der Aneignung elektronischer Kommunikationsformen, die uns in neue Sphären von Zwischenmenschlichkeit zu katapultieren versprechen.

Regina Bendix

INA-MARIA GREVERUS: *Die Anderen und Ich: Vom Sich Erkennen, Erkannt- und Anerkanntwerden*. Kulturanthropologische Texte. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1995. 315 S., ill.

In einem Zeitalter, in dem Mobilität interkulturelles Leben unausweichlich macht und der Markt kulturelle Eigenarten in plakative Anhängsel von Gütern und Dienstleistungen verwandelt, stellt sich die Frage der menschlichen Identität akuter denn je. Für Ina-Maria Greverus ist die Frage «Wer sind die anderen, wer bin ich?» nicht nur die treibende Kraft empirischer Kulturanthropologie, sondern «offensichtlich eine immer dringender werdende Frage der Menschen in einer fragmentierenden Gegenwart nach dem Sinn und der Authentizität ihres Daseins» (S. 2). Greverus selbst hat sich dem Problem der Identitätsbildung und der Zugehörigkeit in Situationen des Kulturkontakts in Jahrzehnten wissenschaftlichen Arbeitens gewidmet; sie schöpft deshalb aus der eigenen Arbeit, um sich dem Komplex fremd – eigen, andere – ich neu und konkreter zu widmen. Das Buch wird somit nicht nur zur Auseinandersetzung mit dem Titelthema, sondern auch zu einer Übersicht über einen Teil von Greverus' Lebenswerk.

Wie stark die ethnographische Tätigkeit aus persönlicher Identitätsbildung hervorging – von deutsch-deutscher Flucht zu schwedischem Studienaufenthalt bis zu Kindheitsträumen über die Südsee – zeigt diese Textsammlung sehr schön auf. Greverus greift teils bereits publizierte Arbeiten auf und vernetzt sie mit persönlich-subjektiven Einstiegspassagen und neuen Gedankengängen. Die Art der Präsentation liegt damit durchaus im Trend der «neuen» reflexiven Kulturanthropologie, die die Beziehung zwischen Forscher und Erforschten, einen fast archetypischen «ich und die anderen»-Komplex, in den Vordergrund gerückt hat. Doch ist das teilweise collagenartig anmutende Werk ebenso charakteristisch für einen Denk- und Präsentationsstil, den Greverus schon zu gehen wagte, bevor er wissenschaftliche Mode wurde. Auch geographisch liess sie sich nie einschränken: ihre Gedanken sind inspiriert von Feldforschungsaufenthalten von Sizilien bis Australien, den USA und Fidschi.

Motiviert wird Greverus' Schaffen von der Überzeugung, dass Ethnologie über den Kulturvergleich hinausgehen und im Sinne eines «instrumentalen Utopismus» (S. 287) konkrete Wege aus den Kulturdilemmen der Gegenwart aufzeigen kann und soll. Diesbezüglich werden «das Fremde» und «die anderen» hier zu unausweichlichen Notwendigkeiten für den Einzelnen oder eine ganze Kultur: «Das Frem-

de dient der Kraft und Erneuerung des Eigenen»; «wir brauchen das Fremde (das Abenteuerliche, Geheimnisvolle, Verunsichernde) als Anregung gegen verfestigte Selbstverständlichkeiten» (S. 262). Fortschritt oder eine «Dynamik der Entwicklung» ergebe sich aus dieser Begegnung. Die Geschichte liefert unzählige Beispiele dafür, dass diese hegelianisch anmutende Kulturkontakt-Theorie durchaus vertretbar ist. Es bleibt zu hoffen, dass sie auch im Europa der neu und aggressiver erwachten Nationalismen der Gegenwart bald konkretere Verwirklichungen finden wird. *Regina Bendix*

TRACHTEN NICHT FÜR JEDERMANN? Heimatideologie und Festspieltourismus, dargestellt am Kleidungsverhalten in Salzburg zwischen 1920 und 1938. Salzburg: Salzburger Landesinstitut für Volkskunde 1993. 352 S., Abb. (Salzburger Beiträge zur Volkskunde, 6).

Keimzelle dieses Bandes war ein Vortrag von Ulrike Kammerhofer-Aggermann für die österreichische Tourismus-Tagung in Salzburg 1992. Er wollte dem Verhältnis von einheimischer Kleidung und trachtlicher Festspielmode nachgehen. Dieses Verhältnis erwies sich als so komplex, dass weitergehende Untersuchungen angezeigt waren. Entstanden ist als Gemeinschaftswerk von Ulrike Kammerhofer und Alma Scope, mit einem Beitrag von Monika Gaurek, weniger ein Mosaik als ein Konglomerat von unterschiedlichen Aufsätzen – leider nicht miteinander verknüpft und auf Querverweise verzichtend. Wiederholungen und gelegentliche Weitschweifigkeit hat man in Kauf zu nehmen, denn im ganzen hat sich das Unternehmen gelohnt. Manches mag mehr lokales Interesse befriedigen (die Beiträge zum Lamberghut, zum Sporthaus Lanz, zu den ausgegebenen Gewerbescheinen), anderes ist von grundsätzlicher Bedeutung. Die Ausgangshypothese (lokale *communis opinio*), dass die in Salzburg entwickelte und von einem reichen internationalen Publikum als Ferienkostüm getragene Trachtenmode auf ländliche regionale Vorbilder zurückgehe, liess sich weniger bestätigen als die Einflüsse von Künstlern und der adligen Sommerfrische-Mode des 19. Jahrhunderts im benachbarten Salzkammergut. (Helmut Krajcek vor allem hat sie untersucht – sein Name fällt in der vorliegenden Publikation allerdings nirgends.) Zentral ist der Aufsatz von *Ulrike Kammerhofer-Aggermann*: ««Volk in Tracht ist Macht!» Von der Trachtenmode zur heiligen ererbten Vätertracht». Die Indienstnahme des Trachtenwesens durch den Nationalsozialismus ist bereits recht gut erforscht (z. B. Heinz Schmitt, Herlinde Menardi, Bernhard Tschofen). Hier liegt, umgekehrt, m. W. der erste gründliche Beitrag vor über den konsequenten Weg einer Trachtenvereinigung in Rassismus und Nationalsozialismus. Nationalistische Züge hatten wohl die meisten, von den nicht überall verbreiteten Arbeiter-Trachtenvereinen abgesehen, und der zunehmende Purismus, das Entwickeln einer eigenen Sprache, die Reglementierungen liessen sich für die gleiche Zeitspanne z. B. auch in der Schweiz nachweisen. Aber das führte nicht ins Extreme – um so wichtiger ist es, Unterschiede herauszuarbeiten. Was die Entwicklung in Salzburg kennzeichnet, sind der Hang zum Grossdeutschen (also nicht die Verherrlichung des Eigenen!), der militante Antisemitismus (der sich vor allem richtete einerseits gegen Kaufhausbesitzer, die Trachtenmode anboten, andererseits gegen die reichen ausländischen Festspielbesucher, bei denen Dirndl und Janker in kostbarer künstlerischer Ausführung en vogue waren), ferner der Hang zu Zentralismus und militärischer Disziplin und Sprache, schliesslich die Bildungsfeindlichkeit. Die Autorin erklärt dies mit der sozialen Herkunft der Vereinsmitglieder: neben städtischen Kleingewerblern vor allem weichende Bauernsöhne, «die als Arbeiter, kleine Wanderhandwerker und -arbeiter, Wandermusikanten, später niedergelassene Gastwirte in jungen Jahren häufig gezwungen waren, ihren Geburtsort zu verlassen, um oft kärglich ihren Lebensunterhalt zu finden» (S. 266). Sie waren von der Modernisierung und der ökonomischen Krise besonders hart betroffen und hatten Sehnsucht nach einer umfassenden bäuerlich-ständischen Geborgenheit und nach sozialem Ansehen, wie sie der nationalsozialistische Germanen-Mythos und die Blut-und-Boden-Ideologie anboten. Es wäre wichtig, auch die anderen folkloristischen Protagonisten, Vereinigungen und Institutionen in Salzburg in dieser Art aufzuarbeiten, z. B. für das Heimatwerk und für die Volksmusik (der Name Tobi Reiser fällt S. 270 unkommentiert). Literaturhinweise dazu finden sich leider keine.

Wichtige Darlegungen enthalten auch die Kapitel über die frühen Trachtenvereine und die 1910 eingesetzte Landtagskommission für Trachten, die den Salzburger Landesanzug kreierte (der als einziger 1935 vom Gesetz zum vorgeschriebenen Dienstanzug erhoben wurde), beide von *Ulrike Kammerhofer-Aggermann*, und «Bühnen der Volkstümlichkeit» von *Alma Scope*, das sich um die Konzepte von Volksnähe bei den Festspiel-Verantwortlichen dreht, insbesondere Max Reinhardt (er sprach von der Bevölkerung als von «Primitiven»!), Hugo von Hofmannsthal und Hermann Bahr. So bekam Werner Krauss für seine Mitwirkung im *Jedermann* eine Lederhose als Honorar, und Reinhardt, der selbst nur engli-

sche Flanellanzüge trug, inszenierte Goethes *Faust* in Trachtenmode und liess Volksschauspieler (mit Mundart) im *Grossen Salzburger Welttheater* auftreten. Der Vermutung der Autorin, jüdische Festspielbesucher hätten zur Tarnung ihrer Herkunft und nicht, wie die anderen, aus heiterer Ferienlaune und Liebe zur Ländlichkeit heraus Trachtenmode getragen, kann ich mich allerdings nicht anschliessen: Auch diese Gäste fühlten sich ja in erster Linie als Deutsche, Amerikaner usw., nicht als Angehörige einer fremden «Ethnie»; diese Identität wurde ihnen vielmehr durch die Rassisten aufgezwungen.

Hingewiesen sei abschliessend auf das reiche und interessante Bildmaterial, das, wie auch sonst manches, bisher unausgewerteten Quellen entstammt.

Christine Burckhardt-Seebass

KAI DETLEV SIEVERS/HARM-PEER ZIMMERMANN: Das disziplinierte Elend. Zur Geschichte der sozialen Fürsorge in schleswig-holsteinischen Städten, 1542–1914. Neumünster: Wachholtz 1994. 373 S. (Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte Schleswig-Holsteins, 30).

Die gute Quellenlage, die weitgehend der Beherrschung und Verwaltung Schleswig-Holsteins durch die dänischen Könige zu verdanken ist, erlaubt eine detaillierte Darstellung des Armenwesens in den Städten von der Neuzeit bis zum Ersten Weltkrieg. Die Aufarbeitung hat H.-P. Zimmermann geleistet, nur gerade Einleitung, Vorwort und die neun Seiten abschliessender Bemerkungen stammen von beiden Autoren gemeinsam. So fragen sich Leserinnen und Leser wohl wieder einmal, wie sinnvoll und gerecht die alphabetische Reihenfolge der Autorennennung ist. Die Frage der Gerechtigkeit drängt sich im Textzusammenhang ohnehin auf, geht es doch darin um gerechte Verteilung von Chancen zur Selbstbestimmung versus Kontrolle und Bevormundung.

Zimmermann geht von Foucaults These aus, dass sich der Staat erst einmal kontrollierend in die Lebensführung der Individuen einmischen musste, um das Räderwerk einer bürgerlichen Gesellschaft zum Laufen zu bringen. Je mehr die dafür notwendigen psychischen Dispositionen (in erster Linie protestantisches Arbeitsethos und Askese) durch die aufkommenden und sich spezialisierenden Subsysteme des Staates wie Schule, Verwaltung, Militär, Medizin u.a.m. strukturell und normativ verankert wurden, um so eher konnte der Staat auf autoritäre Massnahmen zugunsten persönlicher Hilfe verzichten. Bis dahin führte ein langer Weg: von den bis zu Beginn der Neuzeit (vielleicht bloss im Rückblick mangels Quellen so erscheinenden?) unkontrolliert verteilten Mildtätigkeiten der Kirche führte der Weg vom 17. ins 19. Jahrhundert zu immer strikteren Auslegungen der Unterstützungswürdigkeit. Diese Auslegungen waren geprägt von Argumenten der Aufklärer, dann der Mediziner, welche das Feld im 20. Jahrhundert weitgehend den Sozialwissenschaftlern und Sozialpolitikern überliessen.

Der aufklärerische Diskurs über die Angemessenheit der Hilfsangebote bringt den Ausdruck «Policy» ins Spiel, interessanterweise im Sinne unserer heutigen Begriffe von Polizei einerseits und Politik andererseits. Die Doppeldeutigkeit zeigt die beiden Pole auf, zwischen denen sich das Armenwesen bis auf den heutigen Tag bewegt: nämlich zwischen Kontrolle und (Sozial-)Politik. Sozialpolitik steht dabei für die weltanschauliche, konzeptuelle Seite, die immer wieder Neuentwürfe und grundsätzliche Lösungen anzubieten versucht. Polizei steht für die Verwaltung und Kontrolle spezifischer Situationen, die sich fast wie eine Hydra ständig neu präsentieren.

Vier Leitmotive prägen seit der Aufklärung den Diskurs:

Erstens die Frage nach dem «würdigen Armen». Im Zuge der Etablierung des protestantischen (Arbeits-)Ethos deckt sich Würde zunehmend mit Rentabilität. Der Hilfe würdig ist, wer diese zur (Re-)Integration in die Gesellschaft benützt. Das Motiv der «Hilfe zur Selbsthilfe» ist kreierte. Über die Jahrhunderte variieren Spielraum und Bewertung der Selbsthilfe. Ihre strengste Ausformung erhielt sie in Form der Arbeitserziehungsanstalt im 19. Jahrhundert. Die ganze Zeit blieb der Mechanismus der Ausgrenzung erhalten: der Hilfe Bedürftige bleiben von Politik ausgeschlossen, dafür werden sie der Polizei überantwortet.

Die zweite Frage, ebenfalls mit dem Effekt der Ab- oder Ausgrenzung, kreist um das Problem der Heimat respektive um die zur Hilfeleistung zuständige Stelle. Im Zuge der Industrialisierung und der damit verbundenen Mobilität musste aus bürokratischen Gründen das Prinzip des Heimortes zugunsten des Prinzips des Wohnortes aufgegeben werden. Auch diese Anpassung ändert nichts am sog. Matthäusprinzip, dass nämlich dem, der hat, gegeben wird. Auch mit diesem Prinzip wird Ausgrenzung nicht aufgehoben, sondern nur verwaltbar gemacht.

Die dritte Frage, welche bis heute nicht ausdiskutiert ist, betrifft die Verwandtenunterstützungspflicht: inwieweit kann der Staat Hilfe von Privatpersonen leisten oder rückerstatten lassen? Dahinter verbirgt sich das Subsidiaritätsprinzip, wonach jede übergeordnete Instanz erst aktiv werden darf, wenn

die untergeordnete offensichtlich versagt. Die positive Seite dieser Medaille ist der Schutz der Privatsphäre, wie sie die bürgerliche Familie eben dieser Epoche geschaffen hat. Die negative Seite bedeutet Rückversetzung in feudale Strukturen mit Kollektivhaftung, die im Widerspruch zu individuellen Bürger- und Menschenrechten steht.

Die vierte Frage kreist um das Dilemma der individuellen, sozusagen massgeschneiderten Hilfe für jeden Einzelfall versus bürokratisch garantierte Gleichbehandlung unabhängig von zugeschriebenen Merkmalen wie Herkunft, Alter, Geschlecht. Mit zunehmender Spezialisierung sozialer Berufe neigt sich die Balance zu ersterem, bis jeweils Ökonomen und Bürokraten wieder Gegensteuer geben.

Zimmermann legt mit Protokollauszügen und Beschreibungen der Milieus, in denen die Diskurse geführt wurden (Ärzte, Pädagogen, Juristen), ein Bild der Entwicklung und der Rückschläge im Umgang mit der sozialen Frage vor. Schleswig-Holstein war ein fortschrittliches, für soziale Fragen offenes Land, nicht zuletzt dank der Nähe zu Dänemark, das seinen Ruf als mustergültiger Wohlfahrtsstaat bereits vor vierhundert Jahren begründet hat. Vieles hat sich anderswo langsamer oder auch heftiger, oft aber ähnlich abgespielt – in der Schweiz mit einem «time-lag» von gut hundert Jahren. Daher ist die Lektüre auch in andern Regionen höchst empfehlenswert!

Leserfreundlicher wären Protokollauszüge mit Daten und Ziffern wohl in Tabellenform präsentiert. Ein weiterer Wunsch wäre die Ergänzung der offiziellen, sehr papieren wirkenden Dokumente mit authentischen Lebensberichten. Da hätten dann auch die nach Alter und Geschlecht unterschiedlichen Problemlagen und Erfahrungen Platz gefunden, die im Text aber zu kurz kommen. Sozialhilfe und Sozialpolitik sind ja nicht Selbstzwecke, die sich an ihren Prinzipien messen lassen – sondern an ihrer Wirkung für den einzelnen.

Maja Fehlmann

WALTER DEHNERT: Fest und Brauch im Film. Der volkskundliche Film als wissenschaftliches Dokumentationsmittel. Eine Analyse. Marburg: Arbeitskreis Volkskunde und Kulturwissenschaften 1994. Teil 1: 311 S., Abb.; Teil 2: 443 S., Abb.

Der volkskundliche Film in Deutschland wurde bis vor wenigen Jahren durch staatliche Institutionen geprägt. Vor und während dem Zweiten Weltkrieg war es die «Reichsstelle für den Unterrichtsfilm» (RdU), später die «Reichsanstalt für Film und Bild in Wissenschaft und Unterricht» (RWU), welche hauptsächlich volkskundliche Filme produzierte. Im Gründungserlass der RdU ist folgende bemerkenswerte Absichtserklärung enthalten: «Erst der neue Staat hat die psychologischen Hemmnisse gegenüber der technischen Errungenschaft des Films völlig überwunden und er ist gewillt, auch den Film in den Dienst seiner Weltanschauung zu stellen.» Nach dem Krieg wurde das «Institut für den wissenschaftlichen Film» (IWF) geschaffen, welches 1961 in einen grosszügig dimensionierten Neubau in Göttingen zog. Die psychologischen Hemmnisse gegenüber dem Film als «wissenschaftliches Medium» existierten allerdings weiter fort, wurden vermutlich durch die bitteren Erfahrungen während des Dritten Reiches sogar noch verstärkt. An die Stelle der nationalsozialistischen Ideologie trat nun ein verabsolutierter Wissenschaftsanspruch an die Filme, welcher bei rein technischen Aufnahmen zur Analyse rasch oder langsam ablaufender Vorgänge seine Berechtigung haben mochte, in den Human- und Sozialwissenschaften aber in eine Sackgasse führen musste. Nun ging es darum, «das Suggestive des Films» zurückzudrängen, also eine Eigenschaft, die zum Wesen des Films gehört, zu unterdrücken. Registrieren hiess das neue Gebot im ethnographischen Film; Gestalten war verpönt. Die 1959 durch Günther Spannaus geschaffenen «Leitsätze zur völkerkundlichen und volkskundlichen Filmdokumentation» zwangen den Filmschaffenden eine ritualisierte Vorgehensweise auf, welche weder den Menschen vor der Kamera noch denen hinter ihr gerecht wurde. Während in Frankreich Jean Rouch und in Amerika Richard Leacock Anfang der 1960er Jahre ethnographische Themen aufgriffen und filmisch adäquat gestalteten, versuchte das IWF mit seiner «Encyclopaedia Cinematographica» weiterhin auch im Bereich der Volkskunde und der Ethnographie «wissenschaftliche» Filme herzustellen. Wie zur Kompensation dieses nüchternen Anspruchs erscheint im nachhinein die Thematik der meisten dieser Filme, die oft «Altes, Überkommenes, dem Vergehen Anheimgegebenes» (Gotthard Wolf) darstellen. Genauso wie das Suggestive aus den Filmen verbannt wurde, fand auch die Stadt, die Industrialisierung, die grenzüberschreitende Mobilität – die tägliche Erfahrung der meisten Menschen also – kaum einen Niederschlag in diesen Filmen.

Es ist das Verdienst Walter Dehnerts, diese eigenartige Entwicklung in Deutschland, die offenbar weitgehend abgekoppelt von den internationalen Strömungen des Dokumentarfilms und des ethnographischen Films stattfand, minutiös und mit zahlreichen, zum Teil neuen Quellen nachgezeichnet zu

haben. «Der volkskundliche Film als wissenschaftliches Dokumentationsmittel. Eine Analyse» – so der Untertitel des Buches – ist vor allem auch eine Geschichte des deutschen volkskundlichen Films und seiner Produzenten. Während in den umliegenden Ländern die Filmschaffenden selbst massgebend an der Entwicklung des ethnographischen Films beteiligt waren, wurde er in Deutschland zur Domäne der Akademiker und Institutsdirektoren. Dehnert weist schlüssig nach, wie der volkskundliche Film von den braunen Machthabern in den 1930er Jahren instrumentalisiert wurde, um die «sichere Kenntnis von der seelischen Urhaltung germanisch-deutscher Art» zu verbreiten. So lässt sich die positivistische Phase des IWF nach dem Kriege auch als eine Flucht ins Unverbindliche lesen, die erst durch das Manifest der «Kommission für den volkskundlichen Film» aus dem Jahre 1988 unter Führung der unterdessen verstorbenen Ingeborg Weber-Kellermann aus Marburg und Rolf W. Brednicks aus Göttingen aufgebrochen wurde. Auch wenn Dehnert die Bedeutung der internationalen Entwicklung in der Einleitung und im Ausblick zu seiner Arbeit referiert, so spiegelt seine Argumentation doch weitgehend die spezifische Situation des deutschen ethnographischen Films wider.

Der zweite Band von Dehnerts Untersuchung, die als Dissertation bei Ingeborg Weber-Kellermann entstanden ist, umfasst die akribische Analyse von vierzehn volkskundlichen Filmen. So fruchtbar die Filmanalyse im Einzelfalle ist und so interessant die allgemeinen Erörterungen über die verschiedenen Methoden im ersten Band auch ausfallen, scheint mir die Publikation dieser Analysen in extenso doch von beschränktem Wert. Zwar sind die Schlussfolgerungen Dehnerts damit transparent gemacht und überprüfbar, doch betrifft dies meiner Meinung nach vor allem deren inhaltliche Seite. Das Wesentliche eines Filmes, das im vom Winde bewegten Schatten eines Kirschzweiges liegen kann (Alexander Kluge), wird auch durch noch so genaue Beschreibung nicht nachvollziehbar. Zu fürchten ist, dass wortorientierte Leser und Leserinnen nicht merken, dass sie zu einer wirklichen Analyse zuerst den Film selbst zu erleben hätten. Dieses Erlebnis, das u.a. auf der viel geschmähten Suggestivkraft des Filmes beruht, mag dann in einem zweiten Durchgang der Analyse unterzogen werden. Vielleicht kommt in dieser Hochschätzung des schriftlichen Nachvollzugs ein Mangel vieler filmwissenschaftlicher Untersuchungen zum Ausdruck, nämlich der Mangel an praktischer Erfahrung in professioneller Filmarbeit. Die nachträgliche Analyse verstellt den Blick auf das Prozesshafte der Entstehung jedes Filmes. So entzündeten sich z. B. an der Frage des «gestellten Filmes» heisse Diskussionen zwischen Puristen und Praktikern: «Ist die dokumentarische Aufnahme das, wofür sie sich ausgibt?» (Helmut Regel). Natürlich kann die Antwort nur heissen: Nein! Die Frage verleugnet noch immer die Tatsache, dass Film eine neue Wirklichkeit schafft, die bestenfalls ein Modell einer anderen «Wirklichkeit» ist. Wie dieses Modell geschaffen wurde und ob es nicht in einem Widerspruch zur sog. Realität steht, kann aus der Rezeption eines Filmes allein meist nicht entschieden werden. Die «gestellte Aufnahme» kann deshalb genauso wahr sein, wie die Einstellung mit versteckter Kamera unwahr sein kann. Film bedarf des Apparates, die Künstlichkeit ist ihm immanent.

Hans-Ulrich Schlumpf

ASTRID PAULSEN: «...ein gesegneter und reizvoller Fleck Erde...» Tourismus in der Holsteinischen Schweiz, 1867–1914. Neumünster: Wachholtz 1994. 141 S., Abb. (Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte Schleswig-Holsteins, 31).

Mit der als Magisterarbeit an der Christian-Albrechts-Universität in Kiel eingereichten Monographie von Astrid Paulsen fügt sich ein weiterer wertvoller Mosaikstein ins Gesamtbild einer europäischen Tourismusgeschichte ein. Die eher auf Breite denn auf Tiefe angelegte Studie zeigt starke Übereinstimmungen zwischen der touristischen Entwicklung Ostholsteins und der Geschichte anderer Fremdenverkehrsregionen Europas. Bei dem als Holsteinische Schweiz bezeichneten Gebiet handelt es sich um das ostholsteinische Seengebiet im Umkreis von Malente und Gremsmühlen mit den Kleinstädten Eutin und Plön. Den zeitlichen Ausgangspunkt der Arbeit bildet die Eröffnung des ersten Hotels in Gremsmühlen im Jahre 1867, den Endpunkt der Beginn des Ersten Weltkrieges 1914.

In einem ersten Kapitel geht die Autorin auf die Voraussetzungen und Hintergründe ein, die – in unmittelbarer Nähe des Seebädertourismus der Nord- und Ostsee – die Entwicklung eines Binnentourismus in Schleswig-Holstein möglich gemacht haben. Als eigentlicher Entdecker der landschaftlichen Reize Ostholsteins gilt dabei Christian C. L. Hirschfeld mit seiner fünfbandigen «Theorie der Gartenkunst» (1779–1785). Hirschfeld sah im abwechslungsreichen ostholsteinischen Hügelland das Ideal eines englischen Landschaftsparks verwirklicht. Ein künstlich angelegtes Modell hat also auch hier auf die Bewertung und spätere Nutzung einer Landschaft zurückgewirkt.

Ein weiteres Kapitel widmet Paulsen der Erschliessung der Holsteinischen Schweiz für den Tourismus. Dazu gehören die Inbetriebnahme der Eisenbahn 1866 sowie der Dampfschiffahrt 1867, dann der

Bau von Hotels und anderer Freizeiteinrichtungen und schliesslich die Erstellung von Aussichtstürmen, welche gleichzeitig zum Inbegriff eines neuen Freizeitvergnügens und eines neuen Patriotismus wurden. Bezüglich der Gästestruktur bestätigt sich auch für die Holsteinische Schweiz, dass bis 1914 Ferien und Reisen «der eleganten Welt und besten Gesellschaft» – wie es vor 1910 in einem Artikel über Gremsmühlen heisst – vorbehalten blieben.

Als sehr aufschlussreich erweisen sich Paulsens Ausführungen zur touristischen Bewertung der Holsteinischen Schweiz. Neben dem erwähnten Gartentheoretiker Hirschfeld spielten dabei – bei der Prägung jenes Vokabulars, wie es in der Folge von Anbietern und Reisenden verwendet wurde – namentlich Schriftsteller eine Rolle. Das negative Bild der «norddeutschen Tiefebene» wurde dabei allmählich in das für den touristischen Blick geeignetere einer «lieblichen Hügellandschaft» umgewandelt. Darauf aufbauende Reisebeschreibungen und Klassifizierungen von Landschaftselementen bewirkten dann auch in der Holsteinischen Schweiz die allgemein bekannte Normierung der touristischen Landschaftswahrnehmung und -nutzung.

Eine wichtige Rolle bei dieser Umwertung der Landschaft spielte der Schweiz-Begriff. Das Phänomen, ein Gebiet mit dem Beinamen «Schweiz» zu versehen, war im 19. Jahrhundert sehr verbreitet. Dass dies vor allem im Zusammenhang mit der Erschliessung von Gegenden für den Fremdenverkehr geschah, mag angesichts der Konnotation dieses Begriffs nicht erstaunen. Einerseits war die Schweiz im 19. Jahrhundert eines der beliebtesten Reiseländer, andererseits stellte das Bild der Gebirgsschweiz ab dem späten 18. Jahrhundert den Inbegriff landschaftlicher Schönheit und Erhabenheit dar. Die Übertragung des Schweiz-Begriffs auf die «liebliche Hügellandschaft» Ostholsteins konnte so diese touristisch nur aufwerten. Was zu Beginn (ab 1790) nur Vergleich sein wollte, wurde schliesslich zum festen Bestandteil des Eigenen. Die Umbenennung des ostholsteinische Seengebiets in Holsteinische Schweiz erfolgte dabei in relativ kurzer Zeit und ausschliesslich aus touristischen Interessen heraus. Vom Namen eines Hotels und später einer Bahnstation übertrug sich die Bezeichnung um 1880 – vorerst in Reiseprospekten – auf die gesamte Gegend. Begleitet wurde die neue Bezeichnung von einer allgemeinen «Verschweizerung» der Feriengegend. Aus dem grossen Plöner See wurde der «Lago Maggiore Ostholsteins», aus Gremsmühlen das «nordische Interlaken», aus dem Aussichtspunkt Bruhnskoppel «Der Rigicium von Holsteins Schweiz» und aus der Bahnverbindung Gremsmühlen – Lütjenburg eine «Gebirgsbahn». Die Studie schliesst mit Kapiteln zur wirtschaftlichen Bedeutung des Tourismus und zur frühen Kritik am Fremdenverkehr.

Obwohl in der Darstellung etwas knapp, wirkt Astrid Paulsens Monographie dank zahlreicher Zitate materialreich und anschaulich. Sie erweitert die volkskundlich-historische Tourismusforschung um einen bisher wenig bekannten Bereich.

Thomas Antonietti

BENNO FURRER: Die Bauernhäuser der Kantone Schwyz und Zug. Basel: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde 1994. 559 S., 1243 Abb., 6 Farbt. (Die Bauernhäuser der Schweiz, 21).

Das «Bauernhauswerk» der Schweiz wächst weiter, jedes Jahr gelingt es, einen neuen voluminösen, inhaltsreichen Band herauszubringen – und zwar innerhalb der (Schweizerischen) Volkskunde. Es ist inzwischen fast eine mitteleuropäische Ausnahme, dass (Bauern-)Hausforschung und institutionalisierte Volkskunde noch so eine enge Verbindung eingehen. Und bei aller, nunmehr rund 30jährigen Kontinuität der Reihe lässt sich zumindest ein vorsichtiger Wandel in den Methoden und Schwerpunkten bei den neueren Bänden feststellen. Das gilt ganz besonders für den hier zu besprechenden Band von Benno Furrer, dem derzeitigen Leiter der «Aktion Bauernhausforschung in der Schweiz», über die Bauernhäuser in den Kantonen Schwyz und Zug. Von ihm liegt ja ein bereits vor zehn Jahren entstandener Band über die Bauernhäuser im benachbarten Kanton Uri vor – ein Vergleich beider Bände drängt sich nahezu auf.

Zwar ist die Grundanlage beider Bände weitgehend gleich, doch fällt schon beim Inhaltsverzeichnis und erst recht im Text eine stärkere Straffung beim jüngeren Band auf, die Zergliederung des Hauses in Einzelelemente ist nicht mehr soweit getrieben, die Einteilung der stofflichen Fülle wirkt übersichtlicher. Als wesentliche Neuerung sind die «Haus-Monographien» (S. 433–489) von vierzehn Wohnhäusern des 13. bis 19. Jahrhunderts anzusehen. Damit wird die schon bei Edwin Huwyler (Die Bauernhäuser der Kantone Ob- und Nidwalden) positiv bemerkte Tendenz (s. Rez. im SAVk 90, 1994, 242), der analytischen auch eine stärker synthetische Betrachtungsweise an die Seite zu stellen, fortgeführt. Und in diesen Monographien finden dann zugleich die zahlreichen Bauphasen eines Hauses ihre gebührende Berücksichtigung.

Aber auch in einer anderen Beziehung stellt die neue Bauernhausdokumentation eine Fortführung zu den Vorgängerbänden über die benachbarten Kantone Uri und Ob- und Nidwalden dar: in der Frage der spätmittelalterlichen Bauweise. Hatte Benno Furrer 1985 im Band Uri erstmals dendrochronologische Datierungen Schweizer Bauernhäuser vorstellen und mit dem Haus Buchholz in Seelisberg von 1340/43 Erstaunen erregen können, so konnte er nun die erstmals gewonnenen ersten Einsichten zur ältesten Schicht der erhaltenen Bauernhäuser des 14. Jahrhunderts auf eine viel breitere Basis stellen: allein elf Bauten aus der Zeit vor 1400 sind in seiner Liste der spätmittelalterlichen Bauten (S. 508) aufgeführt. Rechnet man die in den Nachbarkantonen Uri und Nidwalden entdeckten Häuser dazu, so sind im Süden des Vierwaldstätter Sees dreizehn Häuser des 13./14. Jahrhunderts sicher nachgewiesen, alle von relativ ähnlicher Bauart, die in den Grundzügen der Konstruktion wie der funktionalen Raumgliederung keine wesentlichen Unterschiede zu jüngeren Bauten aufweisen – ein vielfach beobachtetes Phänomen des ältesten Hausbestandes.

Zwei dieser spätmittelalterlichen Bauten verdienen besonders hervorgehoben zu werden: zum einen das eindrucksvolle und gründlich untersuchte, gut erhaltene Haus Bethlehem in Schwyz selbst, datiert 1287, damit sicher – mit Ausnahme des Dachstuhls – einer der ältesten vollständig erhaltenen Blockbauten überhaupt. Es besitzt im Innern – und das zeichnet ja sehr viele Innerschweizer Bauernhäuser so eindrucksvoll aus, nicht nur in den Kantonen Schwyz oder Zug – noch bedeutende Ausstattungsstücke, so z. B. ein Buffet von 1559/69 und einen Kachelofen von 1789. Und zum andern gilt besonderes Interesse dem Haus Herrengasse 17 in Steinen, das Blockbauteile aus der Zeit um 1200 (!) enthält. Leider bleiben hier doch viele Fragen offen, da der Bau, offenbar bevor man ihn in seiner vollen Bedeutung erkannte, 1990 abgebrochen wurde. So kann nicht mehr entschieden werden, ob es sich bei den um 1200 datierten Hölzern um blosser Zweitverwendung, oder doch um vollständige Blockwände gehandelt hat.

Es ist jedoch keineswegs so, dass über diesen spätmittelalterlichen Befunden die späteren Zeiten vernachlässigt würden. Denn auch relativ junge Bauweisen (vgl. z. B. das in Backsteinbauweise errichtete Meiereigebäude in Cham, S. 412) finden gelegentlich Beachtung – vielleicht hätte man sich dies, entgegen der bisher üblichen Konzeption der Schweizer Dokumentation, etwas konsequenter gewünscht, fortgeführt wenigstens in Ansätzen bis in unser Jahrhundert. Und wenn wir schon bei vorsichtiger Kritik sind: die Abbildungen, zwar durchweg von guter bis sehr guter Qualität, verlieren vielfach durch ihr Briefmarkenformat an Aussage (das war noch im Band über Uri nicht ganz so der Fall gewesen).

Konrad Bedal

EDWIN HUWYLER/MAX GSCHWEND/RUDOLF HUNZIKER: Ballenberg. Ländliche Bau- und Wohnkultur der Schweiz. Aarau: AT Verlag 1994. 196 S., Abb.

Mit dieser Publikation hat sich das Freilichtmuseum Ballenberg einen grossformatigen Prachtband zugelegt, der der professionellen Bilddokumentation der Museumsobjekte dient. Der repräsentative Band mit gekonnten und stimmungsvollen Bildern wendet sich vor allem an Besucher, die bleibende optische Eindrücke aus dem Museum mitnehmen wollen, sicherlich aber auch an Geschenkbuchkäufer, insbesondere im touristischen Bereich.

Der Gebäudebestand des Freilichtmuseums wird in wichtigen Ausschnitten dokumentiert, wobei ein ausgewogenes Verhältnis von Aussen- und Innenaufnahmen, von «Bauen und Wohnen» zustande gekommen ist. Ferner wird haus-, wohn-, landwirtschafts- und alltagsgeschichtliches Grundwissen eingeflochten. So findet man die Beschreibung der zwölf Baugruppen jeweils aufgelockert durch – farblich abgesetzte – Seiten mit thematischen Abhandlungen, von der Versorgung mit Wasser über Freizeit auf dem Bauernhof (ein vielleicht etwas moderner Begriff) bis zu «Alpwirtschaft», oder der Leser erfährt etwas über gefährdete Nutztierassen und Pflanzen und die verdienstvollen Bemühungen auf dem Ballenberg, zusammen mit der St. Galler Stiftung *Pro Specie rara* diese seltenen Arten durch Aufnahme und Weiterzucht zu erhalten. Die Zwischenthemen sind grundsätzlich sehr zu begrüssen, geben sie doch etwas von der Bandbreite der Aufgaben wieder, denen sich ein Freilichtmuseum im Zusammenhang seines Aufbaus und Betriebs widmen sollte.

Ein allzu strenger wissenschaftlicher Massstab kann und soll an eine solche Veröffentlichung nicht gelegt werden. Angesichts des Anspruchs, der im Titel des Buches zum Ausdruck kommt, und angesichts der Breitenwirkung eines solchen, gut aufgemachten Werkes muss hier jedoch noch etwas genauer hingesehen werden. Zunächst: Der Band bietet ein bisschen arg viele vollendete Inszenierungen ländlichen Idylls, sei es bei den stimmungsvollen Aussenaufnahmen, sei es bei der Präsentation saubermännisch aufgeräumter Innenräume oder feinsäuberlichen Handwerks. Die Menschen, deren Zeit vorgestellt wird, kommen nur gelegentlich in winzigen Bildchen, sozusagen als Fussnoten vor; optisch

überbreit präsentiert sich dagegen das Idyll und der darin sich heute aufhaltende Besucher. Man müsste sich nun nicht lange darüber aufhalten, würde der Leser dazu angehalten, zwischen inszenierten Museumsinhalten und der Realität in der Vergangenheit zu unterscheiden. Derartiges aber sucht man vergebens. Ein Freilichtmuseum sollte heutzutage eine derartige Ansammlung von Idyllen nicht mehr verbreiten, oder es sollte zumindest einmal bei einer solchen Publikation darauf hingewiesen werden, dass die Darstellung in diesem Museumstypus, die so perfekt ganzheitlich zu sein scheint – und daher um so mehr trügen kann – eine nur einmal mehr oder einmal weniger gelungene Annäherung an geschichtliche Wirklichkeiten sein kann. Bei der wunderschönen Publikation Ballenbergs läuft der Betrachter Gefahr, sich an den Idyllen vollzusaugen und somit auf eine sorglose, heile, gute alte Zeit zu schliessen. Um diesem vorzubeugen, hätten die Autoren weit mehr begleitende museumsobjektbezogene Fotos in quantitativ ebenbürtiger Aufmachung, wie Zustand und Umfeld vor und nach der Translokierung, archivalische Fotos von Gebäuden und ehemaligen Bewohnern usw. einbeziehen können. Ebenso wünschenswert gewesen wäre die textliche Ergänzung durch biographische Forschungsergebnisse, sprich Bewohnergeschichte der übernommenen Gebäude, also durch Einzelschicksale von Menschen, die in diesen Gebäuden gelebt haben. Hiermit kämen Facettenreichtum und Wahrheit hinein, würde die Sache spannend! Statt dessen bleiben solche Texte, die auf durchaus wichtige Alltagsthemen eingehen wie «Alltag der Bäuerin» usw., fast immer merkwürdig allgemein, bieten Geschichtsbuchbekanntes an und sehr wenig auf Museumsobjekte bezogene Ergebnisse volkskundlicher Forschung.

Das Fehlen oder Nichtvermitteln museumsobjektbezogener sozialgeschichtlicher Kenntnisse birgt bei Freilichtmuseen regelmässig eine grosse Gefahr in sich, der, wie wir dem Vorwort entnehmen müssen, auch der Ballenberg zu erliegen scheint: die wünschenswerte Lebendigkeit, die sich durch, auf geeignete Weise zu vermittelnde, objektbezogene Forschungen und Darstellungen herstellen liesse (jedes Haus bzw. jeder Hof mit seiner individuellen Geschichte, mit vielfältigen Unterscheidungs- und Berührungspunkten zu den Nachbargebäuden, Nachbarlandschaften usw.), zu ersetzen durch eine «Lebendigkeit», die durch ständige Aktionen, Vorführungen, ausgedehnten Geschäftsbetrieb mit Museumsrestaurants, Kiosken, Kutschenfahrten u. ä. von uns Heutigen erzeugt wird, die jedoch mit dem Lebensalltag der dargestellten Zeiten nichts gemein hat, ja, die vorhandenen meditativen Bereitschaften eines Besuchers eher meist beseitigen und den nachdenklichen Zeitgenossen gänzlich verdrängen. Unter anderem diese geschäftige Art von «Lebendigkeit», so das Vorwort S. 7, und «die wohltuende Natur nehmen dem Besucher das Gefühl, in einem Museum zu sein». Das sollte gerade nicht sein: das Museum als negativ besetzter Begriff, das sich für seine Existenz entschuldigt und seine Inhalte nur anzubieten wagt im Rahmen der o. g. Aktionen und Angebote sowie verpackt in heutige romantische Naturvorstellungen eines Urlaubers. Dies, mit Verlaub, ist der falsche Weg, ländliche Kulturgeschichte zu übermitteln. Im Gegenteil wäre man gut beraten, den Museumscharakter der zusammengetragenen Objekte und das Inszenierte von Einrichtungen und Angeboten zu betonen, damit Museumsrealität nicht mit historischer Realität gleichgesetzt werden kann. Dies gerade ist aber beim Museumstypus Freilichtmuseum die Gefahr bei dem nicht unbedingt mit Vorwissen ausgestatteten Publikum, an das sich das Buch wendet. Zu dieser Problematik liegen genügend fachwissenschaftliche Ergebnisse vor. Also: Geboten wird in dieser Publikation, in eindrücklicher Weise, ländliche Bau- und Wohnkultur der Schweiz, wie sie durch verschiedene zeit- und methodengeschichtliche, aber auch verwaltungspolitische Entwicklungen – die sich in jedem Freilichtmuseum während langer Aufbauzeiten ergeben – im Freilichtmuseum Ballenberg zustande gekommen ist. Zu anderen Zeiten, mit anderen Methoden und Zielrichtungen hätte vieles auch anders ausfallen können, und Szenarien der Vergangenheit würden sich dann unterschiedlich darstellen. Soviel Ehrlichkeit muss sein und hätte in der repräsentativen Selbstdarstellung eines grossen, berühmten und selbstbewussten Museums auch ausgesprochen werden können.

Dem prächtigen Bildband ist sicherlich ein schneller Absatz beschieden. Dies wird dem Freilichtmuseum auch ausdrücklich gewünscht, damit schon bald eine verbesserte Neuauflage erscheinen kann.

Thomas Naumann

GERLINDE HAID/HANS HAID: Brauchtum in den Alpen. Riten, Traditionen, lebendige Kultur. Rosenheim 1995. 271 S., ill.

Vorliegenden Band zu besprechen bereitet nicht nur deshalb Mühe, weil sich die Autorinnen und Autoren – sechzehn an der Zahl – aus journalistisch Tätigen, aus Museums- und Universitätskreisen und aus interessierten Laien rekrutieren. Den qualitativ äusserst heterogenen Artikeln entspricht auch eine

breite inhaltliche und geographische Streuung, von persönlichen Plaudereien bis zu wissenschaftlichen Untersuchungen, vom «alpinen» Sternsingen bis zu Grossstadtbräuchen, von Savoyen bis in die Stadt Wien – als wäre es nicht schon schwierig genug, das als Buchtitel gewählte Brauchtum in den Alpen abzudecken (und überhaupt einmal zu definieren!). Die an der Oberfläche der Details flottierenden, teils schlecht illustrierten Artikel mit den unvermeidlichen Fragen nach unchristlichen Vorläufern (offenbar ein Euphemismus für «heidnisch», S. 82), mit den Hinweisen auf altes germanisches Brauchtum (S. 136), letzten Resten älterer Geheimbünde (S. 186), weiteren Meuliana (S. 153) oder etwa dem Stile eines Touristenprospektes (S. 143) möchte ich nicht näher besprechen. Glücklicherweise konnten für die populäre Publikation auch Fachleute gewonnen werden; herausgreifen möchte ich die Beiträge von Konrad Köstlin, Thomas Antonietti und Suzanne Chappaz.

Die einleitende Skizze benutzt *Konrad Köstlin*, um «das Alpine» und «das Brauchtum» zu hinterfragen. Die mit den beiden Begriffen einhergehenden Konnotationen (echt, urtümlich, naturhaft, unveränderlich, bessere Zeit usw.) sind nicht nur Zerrbilder urbaner Sehnsucht, die inzwischen zur alpinen Selbsttäuschung oder zum bewussten Spiel geworden sind. Abgesehen von den Umdeutungen, den Projektionen und Konstruktionen macht Köstlin darauf aufmerksam, dass Sinnggebung, Zukunftsorientierung und das Humane als Idee auch über Re-Traditionalisierung laufen können – wobei sich der Autor in der Kulturalismuskonzeption sehr wohl der Tatsache bewusst ist, dass in der selben ethnisierten Kultur auch menschenverachtende Praktiken ihren Nährboden finden.¹

Der sprachlich wie inhaltlich ausgereifteste Artikel des Bandes leistet am Beispiel des Demonstrationkatholizismus im Wallis einen analytischen Überblick zu einem Segment regionaler Kultur. Mittels dichter Beschreibung, historischer Herleitung und vorsichtiger Deutung gelingt *Thomas Antonietti* eine gesellschaftliche Situierung, die eine neue Sicht auf die Vielzahl der Prozessionen erlaubt, aus denen die fromm-naiven bis militaristischen Schreiber seit Beginn dieses Jahrhunderts ein Markenzeichen jenes Alpenkantons gemacht haben. Als Detailresultat überrascht ausserdem der Fall von Finhaut: Trotz des allgemeinen Bedeutungsverlustes staatlicher und kirchlicher Autorität und trotz der hier fehlenden Medienpräsenz bzw. ausbleibender touristischer Nachfrage wird ein Brauch ausgeübt, der in seiner «alten» Form den (teils veränderten) Bedürfnissen der Gegenwart zu genügen vermag. Schliesslich stellt Antonietti die Frage nach der Existenz typisch alpiner Brauchtums und erklärt, dass «alpine Kultur nur über das Beziehungsgeflecht, wie es zwischen Berg und Stadt seit Jahrhunderten besteht», zu verstehen ist.

Ebenfalls eingebettet in einen regionalen Rahmen politischer, sozialer und wirtschaftlicher Entwicklung betrachtet *Suzanne Chappaz-Wirhner* die Oberwalliser Fastnacht. Mit seiner spezifischen Symbolsprache ist der Brauch aber nicht nur ein innerregionales Kräfteressen zwischen benachbarten Städtchen, zwischen Zugezogenen und Alteingesessenen, zwischen Jugend und Establishment, das im Alltag durchaus seine Fortsetzung findet. Die Fastnacht, schlussfolgert die Ethnologin, ist trotz der Übereinstimmung fastnächtlicher Gruppierungen mit den sozialen Kategorien nicht einfach ein Spiegel der Gesellschaft, sondern erlaubt auch Verhaltensmuster und Rollenwechsel, die sich von jenen des Alltags stark unterscheiden können.

Nach vielen unglücklichen Äusserungen einzelner Autoren (z. B. der Polarisierung zwischen verderbendem Tourismus und bedrohter Volkskultur – letztere «natürlich» ohne Anführungszeichen...) endet der Band mit einem eigenwilligen, kulturpessimistischen Pamphlet des Herausgebers. In den Beiträgen des Letzteren erfahren wir übrigens, dass – um nur ein Beispiel zu nennen – Jahresfeuer «zu den beliebten Forschungszweigen der Volkskunde» gehören und dass «nach volkskundlicher Deutung ... der Grundgedanke im Abwehrzauber» liegt (S. 99). Wer sich im Klappentext mit einer wissenschaftlichen Vita als Doktor der Volkskunde und Brauchtumsforscher vorstellt, sollte nicht auf verantwortungslose Weise ein unvorteilhaftes, höchst problematisches Zerrbild der Disziplin verbreiten. Wer im Buchprospekt ankündigt, dass hier «erstmal ... Ursprung, Hintergründe, Entwicklungen und Folgen alter und auch ganz neuer Bräuche aus dem gesamten Alpenraum umfassend dargestellt» werden, sollte anderes zustande bringen als eine inhaltlich zusammenhangslose Anthologie nach dem Zufallsprinzip. Wäre dies ein privates Problem, erforderte es nicht diese Zeilen. Innerhalb des Elfenbeinturms richtet diese *chaîne opératoire des faux pas* auch weniger Schaden an; sie wird von niemandem ernstgenommen. Das Problem ist aber, dass das Bild einer rückwärtsgewandten bis niedlichen Allerweltsvolkskunde in

¹ Köstlin, Konrad: Das ethnographische Paradigma und die Jahrhundertwenden. In: *Ethnologia Europaea* 24, 1994, 5–20.

aller Öffentlichkeit und anhand eines gefragten Themas breitgeschlagen wird. Und nachdem Haid die Instrumentalisierung von Bräuchen bei allen anderen Lagern kritisierte (S. 105), bemerkte er offenbar, dass die Beiträge von Köstlin und Schwedlinka auch ihn selbst betreffen.²

Doch zeigt der vorliegende Band einmal mehr, dass von dieser Kritik inhaltlich rein gar nichts begriffen wurde. Nachdem die Herausgeber auch noch das HDA und andere Titel aus dem Giftschrank zur weiterführenden Literatur zählen, kann immerhin einer Aussage bedenkenlos zugestimmt werden: «Es geht einem durch Mark und Bein» (S. 106). *Werner Bellwald*

CLAUDIA WEILENMANN: Annotierte Bibliographie der Schweizer Kinder- und Jugendliteratur von 1750 bis 1900 = Bibliographie annotée de livres suisses pour l'enfance et la jeunesse de 1750 à 1900. Unter Mitarbeit von Josiane Cetlin, hg. vom Schweizerischen Jugendbuch-Institut, Zürich. Stuttgart: Metzler 1993. 582 S., Ill.

Mit der Bibliographie der Schweizer Kinder- und Jugendliteratur von 1750 bis 1900 liegt ein gewichtiges Werk vor, ein unverzichtbares Arbeitsinstrument nicht nur für jene, die sich mit Jugend- und Kinderliteratur, resp. -büchern befassen. Auch wer über Verlagsgeschichte, literarische Wirkungsgeschichte, Volksliteratur (inklusive Volksaufklärung) oder Schulgeschichte arbeitet, wird darauf mit Gewinn zurückgreifen.

Kinder- und Jugendliteratur galt der zünftigen Literaturwissenschaft noch bis in die siebziger Jahre als Gebrauchsliteratur, die eine vertiefende Beschäftigung nicht verdiente. Von wenigen Ausnahmen abgesehen (Rodolphe Töpffer, Johann David Wyss, August Corrodi, Johanna Spyri), handelt es sich bei den in der Bibliographie aufgeführten Titeln und Büchern um Werke von wenig oder gar nicht bekannten Autoren und Autorinnen. Die darin enthaltenen 4009 Titel sind in Autopsie bibliographiert, d. h. aufgrund eines bei der Aufnahme vorliegenden Exemplars. Aufgenommen wurden Bücher und Periodika von schweizerischen Autoren und Autorinnen (ob das betreffende Werk in der Schweiz hergestellt wurde oder nicht), ebenso Schriften, die innerhalb der heutigen Grenzen der Schweiz verlegt oder gedruckt worden sind, oder wo die Schweiz zentrales Thema ist. Entsprechend sind denn Bücher aller vier Landessprachen vertreten (66,5% deutsch, 29% französisch, 3% rätoromanisch und 1,5% italienisch). Der kleinere Teil der Bücher, etwa 530 Titel, datiert aus dem 18. Jahrhundert. Aufgrund einer chronikalischen Darstellung lässt sich die Erfindung der Kinder- und Jugendliteratur im 18. Jahrhundert zahlenmässig überprüfen. Von 1750 bis 1760 entstanden 46, von 1761 bis 1770 62, von 1771 bis 1780 bereits 122, von 1781 bis 1790 137 und von 1791 bis 1800 140 Titel. Danach nimmt die Produktion stetig zu; 87% der Titel fallen in das 19. Jahrhundert. Von den acht Gruppen sind unterhaltende Schriften, religiöse Schriften, belehrende und unterhaltende Sachliteratur und Werke für den Lese- und Schreibunterricht am reichhaltigsten vertreten; kleinere Gruppen bilden volksliterarische Lesestoffe, moralisch belehrende Schriften und Periodika. Verschiedene Register nach Autor(inn)en, Illustrator(inn)en, nach Buchtiteln, Verlagsorten und Verlagen ermöglichen eine vielfältige Erschliessung.

Bei soviel Perfektion und Sorgfalt verbietet sich fast eine Kritik. Etwas wenig sei trotzdem angemerkt. Bei jedem Titel ist eine Sigle für den Standort (Bibliothek oder Privatsammlung), wo das beschriebene Exemplar sich befindet, angegeben. Hilfreich wäre gewesen, wenn man die entsprechende Buchsignatur hingesetzt hätte. Ein Teil der Titel enthält weiterführende Anmerkungen und inhaltlich beschreibende Annotationen. Wie anregend diese auch immer sind und mitunter das Bedürfnis aufkommen lassen, das betreffende Buch zu lesen, so zufällig fielen sie zum Teil aus. Sie spiegeln die aktuelle Interessenlage der Autorin. Hinzu kommt die schwankende Verwendung der Begriffe Schriften, Lesestoffe, Werke und Literatur. Hans Ries hatte in seiner Besprechung zu Recht darauf hingewiesen, dass das Kinderbuch mehr als Literatur sei, indem es Bildwelten eröffne, geschrieben so gut wie gemalt und gezeichnet (Aus dem Antiquariat 1995, S. A 126). Der konkretere Begriff Kinder- und Jugendbücher ist denn auch dem abstrakteren Kinder- und Jugendliteratur vorzuziehen. Die neuere Lese(r)- und Buchforschung (Roger Chartier) hat wiederholt darauf hingewiesen, dass man gemeinhin in Büchern liest und nicht in Literatur (und auch nicht in Texten), der Begriff Literatur mithin eine wenig brauchbare Abstraktion aus dem Vokabular der Literaturwissenschaft darstellt.

² Vgl. auch die deutlichen Rezensionen von Isabelle Raboud-Schüle zu: Gerlinde et Hans Haid: *Musica Alpina*. Double CD édité par Pro Vita Alpina et l'Institut für Musikalische Volkskunde, Innsbruck 1993. In: *Info-Labrec*. Bulletin du Laboratoire de recherche en ethnologie régionale contemporaine, Sion, No 5, 1994, 35f., und von Reinhard Johler zum vorliegenden Brauchtumsband in *ÖZV* 98, 1995, 215ff.

Der Satz «Bücher haben ihr Schicksal» lässt sich gerade an einer so umfassenden Bibliographie nicht überprüfen. Ihr eignet die (vermeintliche) Unschuld eines Verlagsprospektes. Was die einzelnen Bücher damals auslösten, welche Hindernisse ihnen im Wege standen und welche neuen Lektüreformen sie förderten, darüber erhält man wenig oder keinen Aufschluss. Nur die genau vermerkten Auflagen reflektieren den Buchmarkt oder bei Schulbüchern die Entscheidungen kantonaler Erziehungsräte. Nun ist das ehrlicherweise von einem solchen Werk auch nicht zu erwarten. Trotzdem sei diese historische Dimension an einem Beispiel gezeigt. Als 1804 auf der Schaffhauser Landschaft ein neues ABC- oder Namenbüchlein in den Landschulen eingeführt werden sollte, widersetzten sich mehrere Gemeinden seiner Einführung in ihren Schulen, und zwar aus dem einfältigen Grunde: weil in dem neuen Namenbüchlein das kleine Alphabet vor dem grossen stehe, statt umgekehrt, wie im alten (Der Schweizerische Schulbote 1833, S. 279). Autor des unschuldigen Buchstaben- und Lesebuches (bei Weilenmann Nr. 430) war der Pfarrer, Lehrer und pädagogische Schriftsteller Johannes Büel (1761–1830) von Stein am Rhein. Diese geschichtlichen Bezüge herzustellen aber wird denen vorbehalten bleiben, die mit dieser vorzüglichen Bibliographie arbeiten werden.

Alfred Messerli

HEINRICH FRANK: Steuern im Mittelalter. Weltliche und kirchliche Geld-, Sach- und Arbeitsleistungen, besonders in Freiburg i. Üe. Freiburg i. Üe.: Frank 1995. XLII, 287 S. (Diss. jur. Univ. Freiburg i. Üe.).

Diese rechtsgeschichtliche, bei Prof. Dr. Louis Carlen verfasste Dissertation behandelt ein sprödes Thema, das für den Volkskundler scheinbar uninteressant ist. Doch der Schein trügt, das Gegenteil ist der Fall.

Eine Arbeit über Steuern im Mittelalter ist in doppelter Hinsicht ein Wagnis: Einmal fehlt es an einem einheitlichen Begriff der Steuer, und sodann kennt das Mittelalter keinen Staat im heutigen Sinn, sondern eine ungeheure Vielfalt an Herrschaftsverhältnissen und -beziehungen, die sich zum Teil kreuzen oder überlagern. Der Verfasser versteht daher die Steuer in ihrem weitesten Sinn, womit «alle Geld-, Sach- und Arbeitsleistungen, bei denen der Betroffene aus gesetzlichem, religiösem, gesellschaftlichem und moralischem Zwang nicht frei entscheiden kann, ob er die Leistung erbringen oder sie verweigern wollte», erfasst werden sollen (S. 5). Der Nachteil dieser Definition ist, dass sie Sühnezahlungen, die an sich keine Steuern, sondern eine Abgeltung für begangenes Unrecht darstellen, mit umfasst. «Bänne und Bussen» (S. 158ff.) gehören somit nicht dazu.

Der Verfasser behandelt das Thema an Hand des Urkundenmaterials von Freiburg im Üechtland bzw. des heutigen Kantons Freiburg von der Gründung der Stadt Freiburg im Jahre 1157 bis zur Aufnahme Freiburgs in die Eidgenossenschaft im Jahre 1481. Trotz dieser Einschränkung auf ein bestimmtes, gut lokalisierbares Territorium wird jede Art von Steuer durch generelle Ausführungen über deren Entstehung, Funktion und Zweck eingeführt, so dass die Dissertation zugleich eine Art Enzyklopädie des mittelalterlichen Steuerrechts bildet. In dieser Funktion wird sie nicht nur für den Rechtshistoriker, sondern auch für den Mediävisten und den Volkskundler zum Nachschlagewerk über mittelalterliche Steuern und Steuerbegriffe. Ausführlich werden auch die Zusammenhänge zwischen den verschiedenen Steuerarten und den Herrschaftsformen und -systemen aufgezeigt.

Besonders begrüssenswert ist der Versuch einer systematischen Erfassung all dieser Steuern. Der Verfasser gliedert sie nach folgenden Kriterien: Weltliche und kirchliche Steuern als Oberbegriffe; unter dem Oberbegriff der weltlichen Steuern sind folgende Kategorien von Steuern zu finden: Regalien, Eigentliche Steuern, Verkehr und Verbrauch, Reise und Fron, Grundzinsen und Zehnten, Abgaben aus Unfreiheit, Ehrschatz und Lob, Bänne und Bussen, wobei man über diese Klassifizierung durchaus anderer Meinung sein kann. Weniger kontrovers ist die Gliederung der kirchlichen Steuern in Abgaben der Welt, Zehnten, innerkirchliche Abgaben und Abgaben der Kirche. Der letzte Teil der Arbeit ist dem Steuerverfahren und dem «Steuerprozess» gewidmet. Es ist zu bedauern, dass ein Sachregister mit der alphabetischen Liste aller Steuern fehlt. Ein solches Register hätte den Wert der Dissertation als Nachschlagewerk erhöht.

Das besprochene Werk ist aber nicht nur Nachschlagewerk. Es enthält eine Fülle von Informationen, die auch für Volkskundler von wesentlichem Interesse sind: So werden sogenannte Ärgersteuern als Nebensteuern von den Berechtigten weiterhin erhoben, obwohl deren Funktion und Sinn nicht mehr ersichtlich sind (S. 99f.). Aus dem Grundzins *ligna in nativitate dominum* ist wohl der Brauch – den man im französischen Sprachgebiet noch immer kennt – der *bûche de Noël* entstanden (S. 134). Der überraschendste Befund ist aber, dass die Garbenbildung bedingt wurde durch den dem Herren zustehenden Zehntenanteil (S. 230f.), indem die Garben so gestaltet werden mussten, dass der Herr seinen

Anteil leicht ausscheiden konnte, und die Garben auf dem Feld bleiben mussten, bis der Herr seinen Zehntenanteil abgeholt hatte.

Mit dem Verfasser nicht einig gehen kann ich bezüglich der Bedeutung des Realienkatalogs des Reichstages von Roncaglia (1158) für den nordalpinen Teil des Reiches und insbesondere für Freiburg, und zu kurz behandelt kommt mir die Rolle der *prud'hommes* vor, die in der Regel die Bürgen waren für die rechtmässige Zahlung der Steuern durch die betroffene Gemeinschaft bzw. Gemeinschaftsglieder. Doch ungeachtet dieser Vorbehalte stellt die besprochene Arbeit ein willkommenes Hilfsmittel auch für denjenigen Volkskundler dar, der sich mit dem Mittelalter befassen will. Theodor Bühler

KULTURTEXTE. 20 Jahre Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie. Hg. von Ina-Maria Greverus et al. Frankfurt a. M.: Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie 1994. 400 S., Abb. (Kulturanthropologie-Notizen, 46).

FIELDWORK. Kulturanthropologische Recherchen in Europa. Ein Foto-Album. Hg. von Heinz Schilling, anlässlich des 20jährigen Bestehens des Instituts für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität Frankfurt a. M. Frankfurt a. M.: Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie 1994. 223 S., Abb. (Kulturanthropologie-Notizen, 47).

STADTGEDANKEN AUS UND ÜBER FRANKFURT AM MAIN. Hg. von Ina-Maria Greverus, Johannes Moser, Kirsten Salein. Der Stadt Frankfurt am Main zum 1200. Geburtstag. Frankfurt a. M.: Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie 1994. 463 S., Ill. (Kulturanthropologie-Notizen, 48).

«PHANTOM COLUMBUS». Spurensuche im Jahr 1992 in Frankfurt, Dietzenbach und Genua. Hg. von Ina-Maria Greverus & Regina Römhild. Frankfurt a. M.: Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie 1994. 180 S., Abb.

Die vier hier zu besprechenden Titel aus Frankfurt am Main lassen sich zweifellos einer traditionellen Gattung zuordnen. Es sind «Gelegenheitsschriften», das heisst Texte, die aus Anlässen entstanden sind.

Mit den Stücken 46 und 47 aus der bekannten weiss-schwarzen Reihe «Kulturanthropologie-Notizen» wird die 20jährige Wiederkehr der Gründung des Instituts für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie gewürdigt, wobei festzustellen ist, dass die Frankfurter KollegInnen sich beim Feste feiern den deutschen Gepflogenheiten entsprechend verhalten: immer beim «Nullen» wird aufwendig geehrt. Schon 1984 war «Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie in Frankfurt. Eine Zwischenbilanz forschenden Lernens» (= Notizen, 20) erschienen. Damals wurde noch der Institutsge-schichte gedacht, nämlich der Umbenennung des bis dahin ebenfalls renommierten Instituts für Volkskunde. In einem schlecht komponierten Potpourri aus verschiedenen Aufsätzen Wolfgang Brückners, der bis 1973 in Frankfurt lehrte, wurden damals «Notizen zur Geschichte der Volkskunde in Frankfurt» als Kompilation in den Band genommen. Da er im Namensalphabet der Beiträge zu diesem Band an oberster Stelle stand und kein Herausgeber genannt wurde, trat beim Formalkatalogisieren der Effekt auf, dass er bei allen professionell erstellten Katalogisaten der bundesrepublikanischen wissenschaftlichen Bibliotheken als einziger Beiträger namentlich aufgeführt wurde.

Eine rückblickende Besinnung, wenn auch von «fremder» Seite, findet sich in den «Kulturtexten» nicht mehr. Dagegen drücken sich Selbstbewusstsein und Zuversicht nach zwanzig Jahren Institutsarbeit schon in der Gliederung aus: a) Perspektiven, b) Lebensräume, c) Kulturkontakte, d) Alltag.

Zu a): Zunächst wird *Christian Giordanos* überarbeitete Fassung des Habilitationsvortrags von 1989 vorgestellt. Er definiert drei wissenschaftliche Horizonte, die Kulturanthropologie befähigen sollen, eine Sozialwissenschaft der «kleinen Unterschiede» zu sein: den nomothetischen Vergleich, das historische Verstehen und das Prozesshafte. Der jetzt in Fribourg lehrende Ethnologe und erste im «neuen» Frankfurt habilitierte Wissenschaftler schliesst mit einem Plädoyer, das zur Sprengung der Fachgrenzen aufruft und methodologische Einfalt anprangert. Anregend zu lesen: *Werner Schiffauer* (jetzt Frankfurt/Oder) über kulturelle Strömungen in Grossstädten, über die Stadt als Vernetzung von Kulturen (Hannherz) und als sozialer Rahmen (Bourdieu). Er legt vier Idealtypen von «Berufskulturen» fest: Kollektiv, Hierarchie, Individualismus, Randseiter, die durch die unterschiedlichen Ordnungskonzeptionen der Städte – abgebildet auch im architektonischen Stadtbild – strukturiert werden. Bei *Heinz Schillings* «Antrittsvorlesung» (wo?) und bei *Ina-Maria Greverus'* Beitrag finden wir Altbekanntes neu formuliert: «Region und Identität», «Menschen und Räume», «kulturökologische Raumorientierung». Kontinuierlich werden das Erbe von Greverus verwaltet und ihre bekannten Thesen modifiziert.

Zu b): *Beatrice Ploch* erläutert das schon in Schillings Text verwendete methodische Instrument der *mental map* als basierend und logisch zuordenbar dem Raumorientierungsmodell. *Gisela Welz* präsen-

tiert uns «Geschichten» über kulturelle Differenzierungsprozesse in Grossstädten, z. B. in New Yorker Slums und im Gallusviertel («Kamerun») in Frankfurt am Main, wobei Migration als Movens kultureller Differenzierung gedeutet wird. *Johannes Moser* schildert uns die Widerständigkeit der Bewohner einer verplanten und für den Abbruch vorgesehenen Siedlung an der Peripherie von Graz. Hieran schliessen sich Überlegungen *Erika Haindels* zu Sanierung und Dorfentwicklung an. *Willi Stubenvoll* schliesslich berichtet in diesem Themenblock über eine 1990 umgesetzte – und seit 1988 auch im Institut begleitete – «kulturanthropologische» (warum?) Ausstellung zur alten Reichsstrasse von Frankfurt nach Leipzig. Übrigens der einzige Text dieses Bandes, der die historische Dimension von Kultur nicht nur nebenbei, sondern grundsätzlich würdigt.

Zu c): *Max Matter* referiert aus dem DFG-Projekt über türkische Arbeitsmigranten von 1989–1992 und vermittelt uns Bilder von der «Heimat» und von der «Fremde» (warum in Anführungszeichen?). Ebenfalls im Umkreis dieses Projektes entstanden: die sich in Arbeit befindliche Dissertation von *Gabriele Hofmann* zum Thema «Christliche Frauen konvertieren zum Islam», über die vorberichtet wird. Spannend: *Marita Zimmermanns* Essay über deutsch-französischen Kulturaustausch und über die Auswirkungen der unterschiedlichen Formen von Ethnisierung und daraus resultierende kulturelle Missverständnisse zwischen den Nachbarländern.

Zu d): «Alltage» in diesem Buch bedeutet zum wiederholten Male die Frage nach der Auswirkung eines Studiums der Kulturanthropologie und Europäischen Ethnologie Frankfurter Prägung auf die Absolventen dieses Faches oder, wie *Regine Römhild* formuliert: «Gibt es ein Leben nach dem Studium?» Aus diesem Rahmen fallend und originell ist diesmal insbesondere der Bericht von *Marietta Schult* über die «Sonstigen» am Institut, nämlich die Sekretärinnen.

Ein ausführlicher Anhang schliesst die Geburtstagsgabe (1. Teil) ab: Namen und Themen, Studententatistik, Inhalte und geographische Schwerpunkte, Interessenschwerpunkte der Lehre usw. werden in Torten- und anderen Graphiken präsentiert, wobei eine ordentliche Computeranwendung nicht unbedingt auf eine einleuchtende Aufbereitung des Input zurückgreifen kann. So sind etwa dem Kanon der Frankfurter Lehr- und Lernfelder inhomogene und redundante Inhalte unterschoben worden (von Museologie, Kulturarbeit, Medien/Kommunikation, Region – usw. usw. – bis: Wissenschaftsgeschichte), und dies alles wird in eine elegante Säulengrafik projiziert oder an anderer Stelle als Matrix ausgedruckt, in der es um die Interessenschwerpunkte der Institutsmitarbeiterinnen und Mitarbeiter, gewichtet nach Publikationen, geht.

Über den zweiten Teil der Festschrift, nämlich den Band «Fieldwork», kann kürzer resümiert werden. Er stellt im Format 20,5×27 cm, überwiegend in Bildern, die seit 1974 durchgeführten Projekte, Exkursionen und Stationen des Institutslebens zusammen. Schade, dass die häufig sehr schlechte Reproduktion der Schwarzweissaufnahmen wohl nur Dazugehörigen und Eingeweihten das vermittelt, was sich Herausgeber Heinz Schilling im Vorwort wünscht: «Aha-Erlebnisse für die Späteren: Aha und die haben so ausgesehen.» Ärgerlich für «Fremde» weiterhin: KA (= Kulturanthropologie), EE (= Europäische Ethnologie) – dies ist vergleichbar nur noch mit der Verwendung von EKW (= Empirische Kulturwissenschaft) in Tübingen und KUWI (= Kulturwissenschaft) in Bremen unter den Studierenden – kultähnlich eine Person institutionalisierend wirkt dagegen: IMG (= Ina-Maria Greverus). Dieses Fotoalbum hätte man vielleicht besser nur innerhalb der Frankfurter Institutsfamilie verteilen sollen.

Der spannendste und kreativste der hier zu besprechenden Titel war für den Rezensenten «Stadtgedanken» – originell insbesondere wegen der wohl gewünschten und in nächster Zukunft nicht wiederholbaren unübertrefflichen Unübersichtlichkeit der Collage von *Greverus*: «Was sucht (der Anthropologe) in der Stadt?» Da wimmeln Schrifttypen (Normal, Halbfett, Kursiv mit und ohne Anführungszeichen, Kapitälchen, unterstrichene Passagen, Schreibmaschinen- und Fax-Texte) zwischen schlecht lesbaren Kopien von handschriftlichen Eingaben, Tabellen, Statistiken, *mental maps* und anderen Teilstücken. Und die Autorin konstatiert zufrieden: «Collage (ist) für mich ein Kulturprinzip, ja das Kulturprinzip schlechthin.» Die Gliederung des Bandes territorialisiert die studentischen Arbeiten wie folgt: «Nichtorte» (Flughafen, U-Bahn-Stationen), «Orte» (postmoderne Wohnbebauung, Gründerzeitquartier, Bahnhofs- und Arbeiterviertel und Wasserhäuschen [= öffentliche Trinkhallen]), «Verortung» (Migranten, Fremde, Jazz-Szene) und «Möglichkeits-Orte» (Galerie, Kirche, Licht- und Luftbad, Grüngürtel [!]) und führt ein «Beispiel aus der städtischen Praxis» vor Augen: die von StudentInnen angebotenen Fahrradtouren durch Frankfurt. Dieses Buchgeschenk an die Stadt, in der man studiert, fasziniert durch die in den Texten erkennbare Teilnahme der Studierenden am Thema.

«Phantom Columbus» deutet schon in seiner Form (DIN A4, Ringheftung) darauf hin, dass uns ein Reader vorgelegt wurde. Berichtet wird über Ereignisse des Columbusjahres 1992. In Dietzenbach bei Frankfurt bestand seit Beginn der 80er Jahre eine Städtepartnerschaft mit Masaya (Nicaragua); und ein

aus gewerkschaftlichem Umkreis entstandener deutsch-nicaraguanischer Freundschaftsverein wollte im Rahmen dieser Partnerschaft durch nicaraguanische Künstler ein politisches Wandbild zu den letzten 500 Jahren der Geschichte ihres Landes anfertigen und am Rathaus anbringen lassen. Dieses Bild wurde nach einer Bevölkerungsbefragung wieder entfernt, da – wie die kulturanthropologische Analyse zusammenfasst – die grössere Bevölkerungsgruppe (= «Lager»), öffentlich argumentierend insbesondere im Umkreis des örtlichen Heimatvereins, Fremdes nicht am Identitätssymbol Rathaus gestatten wollte. Wie häufig bei solchen lokalen kulturellen Konflikten fühlte sich das unterlegene «Lager» marginalisiert bis hin zu Fremden in der Gemeinde. Weiterhin in dieser Broschüre: Auflistung und Kurzbeschreibung von Frankfurter und Genueser Gruppierungen, die sich 1992 gegen eurozentristische Beschreibungen der «Entdeckung» Amerikas wendeten, und schliesslich: Feldforschungen in Genua, die – entsprechend ihrer Vorbewertung – natürlich keine positive Besetzung der Person von Columbus vorfanden, dafür aber Annäherungen an Stadtanierungsvorhaben, Stadtquartiere, Sozialproblematik, Drogen- und AusländerInnenarbeit, Migrantenorganisationen, Stadtfeste und Columbus-Ausstellung sowie Stadttourismus und Völkerkundemuseen als solche.

Kommen wir zu einer abschliessenden Einschätzung der 1994er-Publikationen des Instituts für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität in Frankfurt am Main. Immer noch wird der endlos lange und in kein Adressenfeld passende, heute wohl nur noch wissenschaftshistorisch (und -didaktisch?) zu erklärende Name dort wie eine umstrittene Novität geführt, wobei erkennbar ist, dass der erste Begriff – Kulturanthropologie – von der Mehrheit der Institutsmitglieder und Studierenden gewichtiger genommen wird als die angehängte Europäische Ethnologie. Dies mag damit zu tun haben, dass die Frankfurter Kulturanthropologen mit dieser Fachbezeichnung nach der Neubenennungsphase der 1970er Jahre im Konzert der empirischen Kulturwissenschaften alleingeblichen sind und sie dadurch widerständiger wurden gegen die Mehrheit der anderen. Es wäre aber für die Gegenwart zu wünschen, dass sich als Fazit der immer wieder demonstrierten Zufriedenheit mit dem Fachnamen auch zu den vorgeborenen Nachbarfächern eine unbefangene Beziehung entwickeln würde. Dann könnte vielleicht auch das ständige Aufspüren von neuen Aspekten und Methoden – zur Zeit meist stark eingeengt in der Fragestellung «Was sucht der Anthropologe in der Stadt?» (mit Betonung auf Stadt) – zeitweise ausgesetzt werden. Und der in zwei Jahrzehnten erworbene Kenntnissstand der Kulturanthropologie, der Wissenschaft um das Kultur- und Sozialwesen Mensch, sollte in interdisziplinärer Zusammenarbeit mit anderen kulturwissenschaftlichen FachkollegInnen wie Volkskundlern und Ethnologen gegen deren aktuelles Wissen ausgetauscht werden. Es wäre vielleicht nicht mehr so nötig, immer neue Termini in aller Welt zu finden und darüber bewährte Methoden und Methodenbündel zu vergessen und zu verdrängen. Abgrenzung würde in Zukunft in den Hintergrund treten und in einen freundschaftlichen Gedankenaustausch übergehen; und Interdisziplinarität wäre nicht jeweils dem Einzelnen in seinem Denken gleichermassen vorgeschrieben und freigestellt. So könnte anhand gemeinsamer Projekte vielleicht im postmodernen Frankfurt der *Flaneure*, *Collagen* und *mental maps* wieder einmal über die historische Dimension der Kultur neu nachgedacht werden. Ja vielleicht wird dort damit schon begonnen: Heinz Schilling hat für das Wintersemester 1995/96 eine Veranstaltung über «Geschichte und Geschichtlichkeit» angekündigt. Da würde der Rezensent gerne mitdiskutieren.

Rainer Alsheimer

WERNER MEZGER: Sankt Nikolaus. Zwischen Kult und Klamauk. Zur Entstehung, Entwicklung und Veränderung der Brauchformen um einen populären Heiligen. Ostfildern: Schwabenverlag 1993. 351 S., 116 Abb.

Eine neue Nikolaus-Monographie liegt vor, umfassend und weit ausholend wie einstmal Karl Meisens Konvolut «Nikolauskultur und Nikolausbrauch im Abendland» von 1931. Der Rottweiler Kulturologe und Volkskundedozent an der Universität Freiburg i. Br., Werner Mezger, geht aus von der Hypothese, dass für die Mehrheit der heutigen Bevölkerung Nikolaus keine Glaubensfrage mehr sei. Vielmehr bedeute er eher ein Stück Märchenland, verlorenes Paradies, das Erinnerungen an Kinderglück und Geborgenheit und Regressionen in die frühe persönliche Kindheit provoziere. Mit geradezu dramatisch viel Belegmaterial – in reichem Masse auch aus der Schweiz, die der Autor persönlich sehr gut kennt – werden die Entwicklungsstufen des fast anderthalbtausendjährigen Kulturprozesses rund um diese Heiligen- und Brauchgestalt dargelegt: von der Legende zum Kult, dann zum Brauch, hierauf zum Folklorismus und endlich zum Kommerz samt Dekadenz. Nikolaus ist einerseits Bezugsfigur eines ausgedehnten kirchlichen Kultes, andererseits Mittelpunkt eines diffusen Komplexes verschiedenartiger Bräuche. Schon seit Meisens Werk kennt man die historische Genese dieser Heiligenvita: Sie ist

eine Kompilation der Lebensgeschichte zweier historischer Persönlichkeiten zu einer Heiligengeschichte, erweitert und ergänzt mit der Verdichtung verschiedenartigster, historisch unabhängiger Geschichten aus dem östlichen Mittelmeerraum. Aus den Biographien eines Bischofs Nikolaus aus Myra (4. Jh.) und eines gleichnamigen Abtes von Sion und Bischofs von Pinora (6. Jh.) entstand die einheitliche Heiligengestalt des Wundertäters von Myra. Schon nach kürzester Zeit ist Nikolaus der grosse Confessor, nicht *martyr*, da er keines gewaltsamen Todes starb. Er avanciert zum Thaumaturgos, dem Wundertäter. Mit einer genauen Detailanalyse zeigt der Autor den Verdichtungsprozess anhand zahlreicher ikonographischer Zeugnisse und Legenden, u. a. die Wundergeschichte von der Auferweckung getöteter, im Salzfass eingepökelter Scholaren, die Legende von der wunderbaren Errettung dreier unschuldiger Jungfrauen vor der Schande der Prostitution mittels Goldspende, die Seesturmlegende, wobei die Heilige aus Myra Seeleute aus Seenot rettete, die Kornvermehrungslegende mit Bezug auf eine Hungersnot in Lykien, die wundersame Erweckung eines Knaben. All dies erinnert ja auch an das Wirken Jesu Christi im Neuen Testament.

Mit grosser Neugier wendet der Leser sein Interesse der Darstellung der Nikolauskult-Diffusion in Ost- und Westrom zu. Im 9. Jahrhundert ist Neapel Schwerpunkt dieses Verbreitungsprozesses und feiert bereits den 6. Dezember als Namenstag des Heiligen. Um 852 schon führt der Reichenauer Codex die Nikolaus-Lebensgeschichte auf. Die sprunghafte Zunahme dieses Kultes nördlich der Alpen dürfte durch die Heirat Kaiser Ottos II. mit der byzantinischen Prinzessin Theophano anno 972 verstärkt worden sein. Im Jahre 1087 holte sich die süditalienische Stadt Bari gewaltsam die Gebeine des Heiligen durch einen Handstreich in Myra, nicht zuletzt des Myrons wegen, des wohlriechenden Öles, das noch heute den Reliquien entspringen soll. Um 1500 zählte man in Europa bereits 4000–5000 Nikolauspatroninnen. Der Allround-Heilige wurde Patron vieler Berufe, u. a. für Kaufleute, Juristen, Apotheker, Schneider, Färber, Drechsler, Salzsieder, Metzger usw. Der kirchliche Kultus war schon damals stark erweitert durch weltliches Brauchtum rund um den Kinder-/Knabenbischof, durch die Dramatisierung im Nikolausspiel und Lärmumzüge.

Es ist Werner Mezger vorzüglich gelungen, die vielschichtigen wissenschaftlichen Interpretationsansätze und Denkmuster des 19. und 20. Jahrhunderts zu diesem komplizierten Brauchkomplex aufzulisten: die mythologische Deutung, die christliche mit ihrem Dualismus Nikolaus versus Knecht Ruprecht und mit der Antithetik von Gut und Böse, die psychoanalytische, die integrierende, die literarwissenschaftliche, die ethnologisch-sozialwissenschaftliche. Da Luther das Christkind favorisierte, setzte die katholische Kirche während der Gegenreformation Adventspädagogik und Katechisierung des Nikolausbrauchtums als Kampfinstrumente gegen neugläubiges Gedankengut ein. Der adventliche Gabenbringer im Bischofsgewand wurde zum Kinderexaminator, der gute und böse Taten zu sanktionieren hatte. Und schon stellten sich erste Trivialisierungs- und Profanierungssymptome ein, was eine karnevalleske Federzeichnung von Jost Ammann aus dem Jahre 1588 zeigt, Samichlaus wurde zum brauchtümlichen Allgemeingut, das als Brauchelement auch zu Weihnachten, Silvester und Fasnacht Verwendung fand. Seit dem 18. Jahrhundert wurde immer wieder versucht, das soziale Ventil der entarteten Chlaus-Lärmbräuche mit bürgerlicher Pädagogik und staatlichen Eingriffen zu domestizieren, im 20. Jahrhundert mit Brauch- und Traditionspflege ambitionierter Trägervereine (z. B. St. Niklausengesellschaft in Küssnacht am Rigi).

Seit den 1840er Jahren überdeckt eine Neuerscheinung, aus Norddeutschland kommend, das konventionelle Nikolausbild: Durch Säkularisierung und Verbürgerlichung wird der Samichlaus zum Weihnachtsmann. Ubiquitär, durch Bilderbogen verbreitet, mutiert er nach Meinung Mezgers zur Sinngestalt für Einfalt und Dummheit, degeneriert zum Hampelmann, zum Gartenzweig, zum Versatzstück auf Postkartenidylle, zum Werbeträger für Kitsch und Quatsch, zur Vermarktungsfigur und zum Profit-symbol der Geschenk- und Süßwarenindustrie, zur Demogestalt für Unzufriedene, dem Sexgewerbe zum Lüstling gar.

Man versteht zwar die persönlich engagierte und pointierte Kritik des Autors an Komik und Klamauk der Nikolausfolklore und -Kommerzialisierung mittels einer gnadenlosen Vermarktung des Weihnachtsmannes. Mit dem ursprünglichen Liebespatron aus Myra hat dies alles aber wohl wenig zu tun. Vielmehr zeigt das vorliegende Werk explizit und exemplarisch die chronologisch gut fassbaren Schwundstufen und brauchtümlichen Mutationen im Laufe der letzten 400 Jahre. Gerade hier vermag das höchst verdienstvolle Werk den volkskundlich Interessierten ganz besonders zu packen.

Werner Röllin

VERONIKA GÖRÖG-KARADY (éd.): *Le mariage dans les contes africains. Etudes et anthologie*. Paris: Ed. Karthala 1994. 232 p. (Collection Hommes et Sociétés).

Der vorliegende Band enthält sieben Aufsätze: fünf über Volkserzählungen aus West- und je einen aus Zentralafrika und Guadeloupe, wobei eine Anthologie die Untersuchungen ergänzt. Die behandelten Erzählungen werden in ihrem sozio-kulturellen Kontext betrachtet, besitzen sie doch ausgeprägte ideologische Funktionen: sie wollen u. a. dazu motivieren, die gesellschaftlichen Regeln der Heirat und der Ehe zu akzeptieren. Es ist jedoch gleich zu bemerken, dass die Geschichten ausser den didaktischen auch kompensatorische, kathartische und spielerische Funktionen haben: Die Protagonisten nehmen sich mitunter mehr Freiheiten heraus, als junge Leute in der sozialen Wirklichkeit erlaubt wäre. Dementsprechend bedienen sich der Verfasser und die Verfasserinnen in ihren Untersuchungen nicht nur der ethno-soziologischen, sondern auch der psychologischen und narratologischen Methoden der Erzählforschung.

Im Mittelpunkt der hier präsentierten Welt steht die Problematik verwandtschaftlicher Beziehungen. Es werden daher nicht nur die diesbezüglichen Regeln und Erwartungen poetisch dargestellt, sondern auch die Gefahren thematisiert, die im Verhalten und in Handlungen liegen, welche gegen die Heirats- und Familiensitten verstossen. Die soziale und psychologische Problematik wird in den verschiedensten Beziehungskonstellationen aufgezeigt: im Verhältnis zwischen Mutter und Sohn, Vater und Tochter bzw. Vater und Söhnen, Tochter und Eltern, Geschwistern. Es werden Einvernehmen und Konflikte zwischen Schwiegereltern und Schwiegerkindern, zwischen Mann und Frau sowie unter Ehefrauen dargestellt. Die Lehren, die sich aus der erzählten Wirklichkeit ergeben, könnte man vereinfachend so zusammenfassen: Man tut gut daran, die sozialen und religiösen Erwartungen und Gesetze zu akzeptieren. Exogamie, die Vorherrschaft männlicher Autorität für die heiratsfähige Frau, der nötige Verzicht auf eigene, naturhafte Neigungen werden thematisiert, aber auch der Inzest, die väterliche Tyrannei, der Ehebruch. Symbolisch werden die Gefahren der Integration der jungen Frau in die neue Familie ebenfalls aufgearbeitet, d. h. nicht verschwiegen.

Laut der Herausgeberin besteht das Ziel der Aufsatz- und Textsammlung in der Präsentation eines Materials, das zum Studium der Eheorie der behandelten Kulturen einlädt, sowie in der Darbietung eines Erzählkorpus, das als Grundlage zum Vergleich zwischen afrikanischen und europäischen Märchen dienen könnte. Hierzu nur zwei Beispiele, welche zeigen, dass gewisse Themen und Motive, die im europäischen Erzählgut vornehmlich nur mehr epische oder vage bürgerlich-pädagogische Wichtigkeit besitzen, in Gebieten, wo diese Erzählungen noch als moralische Unterweisung instrumentalisiert werden, tatsächlich die soziale Wirklichkeit mitgestalten: Während etwa das Gerüst-Strophenlied im europäischen Balladentyp *Die Losgekaufte* vor allem eine formale Rolle spielt, werden die wiederholten Lieder in einer Erzählung von der Elfenbeinküste (S. 82) zu einer symbolischen Darstellung der Exogamie-Akzeptanz der jungen Frau. Die Erzählung *La Fille Difficile* (S. 124–128, eine Erzählung, die mit den Märchen vom *König Drosselbart* oder der Rätselprinzessin Ähnlichkeiten aufweist) zeigt die Gefährlichkeit eines Verstosses gegen die eigene Kultur, d. h. in diesem Fall gegen die Welt des Islam.

Katalin Horn

PETER PFRUNDER: Ernst Brunner. *Photographien 1937–1962*. Zürich: Offizin; Basel: Schweiz. Gesellschaft für Volkskunde 1995. 207 S., 257 Schwarzweiss-Abb.

Selten findet eine aufwendige Publikation dieser Art bereits kurz nach Erscheinen ein breites Echo; selten auch liegt eine solche Mischung vor: ein qualitativ hochstehender Bildband, der ästhetischen Genuss bereitet und der dennoch Fotografen und Fotografie in einen wissenschaftlich kompetenten und zugleich gesellschaftspolitisch gründenden Rahmen stellt.

Dem Schweizer Journalisten und Volkskundler Peter Pfrunder ist dieses Bemerkenswerte gelungen und zu danken, dass er Ernst Brunners Werk mit grosser Sachkenntnis und mit einfühlsamem Engagement ins Licht des zeitgenössischen Interesses gerückt hat. Der attraktive Band ist mit einem schönen Geleitwort des ehemaligen Ordinarius des Zürcher Volkskundeseminars versehen, Paul Hugger, der die Aufarbeitung des fotografischen Nachlasses von Ernst Brunner angeregt hatte. Die insgesamt 40'000 Negative, die der Fotograf per Schenkung der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde vermacht hatte, werden im noch weitere Schätze bergenden Fundus des Schweizerischen Instituts für Volkskunde in Basel aufbewahrt. Abgerundet wird die Publikation durch einen komplexen Anmerkungs- und Literaturangabenteil, der viele weiterführende Hinweise, Kommentare und Literaturangaben birgt.

Peter Pfrunder zeichnet den facettenreichen biographischen Werdegang des 1901 in Mettmenstetten geborenen und 1979 verstorbenen Fotojournalisten, Volkskunders und Luzerner Bauernhausforschers

Ernst Brunner nach. Darüber hinaus widmet er die einzelnen Kapitel grundsätzlichen fachmethodischen Überlegungen und inhaltlich vertieften Erläuterungen der dargestellten Bildwelten. Im Bereich der sozialwissenschaftlichen Bildquelleninterpretation und hier insbesondere der Fotografie mag die seit langem zu beklagende methodologische Lücke erstaunen. Gerade in den Fächern Volkskunde und Ethnologie, als ausgewiesene Spezialistinnen zur Erforschung der Bildersprache des Alltags, fehlt es hierzu an Studien und elaboriertem Handwerkszeug, und dies trotz (oder gerade wegen?) aller professionellen Ähnlichkeit zwischen «ethnographischer und photographischer Annäherung an die Erscheinungen der Welt» (S. 109). Eine Fachtradition, die die eigenen methodischen Schritte nicht thematisiert, ist für dieses Defizit mit verantwortlich.

Pfrunder, auch er zweifelsohne mit dem raren volkskundlich-fotografischen Blick begabt, löst seine Forderung nach Handreichungen zum Umgang mit diesen Quellen selbst ein. In kurzen Kapiteln, z. B. über Transport- oder Bewässerungsweisen in den Alpen, erzählt er sachkundig einige der «Geschichten», die Ernst Brunner in seinen Aufnahmen festgehalten hat. Nicht dem Text kommt das Primat zu und dem Bild allein die Illustration, sondern die Fotografie bildet den Ansatz zur anschaulichen Beschreibung des Bildinhaltes – hier vor allem der Menschen in ihren unmittelbaren Arbeitszusammenhängen.

Pfrunder schildert kritisch und einfühlsam, wie in Ernst Brunners Motivsuche und -wahl individueller Blickwinkel und vielfältige gesellschaftliche Einflüsse verschmelzen und daher im Kontext des weltanschaulichen Klimas betrachtet werden müssen. Als gelernter Bauschreiner und begabter Zeichner beeinflusste ihn die Bauhausbewegung. Die modernen Ideale in der Architektur des Neuen Bauens lesen sich bereits wie eine Legende zu seinen späteren Aufnahmen: «Helligkeit, Transparenz, Übersichtlichkeit, Materialsensibilität» (S. 26). In den 1930er Jahren beginnt er dann für die Zeitschriften *Schweizer Heim* und *Schweizer Familie* fotografische Arbeiten in Auftrag zu nehmen, um in kurzer Zeit (und als Autodidakt in diesem Metier) im noch neuen Genre der Fotoreportage Fuss zu fassen. Hier lässt er sich weniger der zeitgenössisch aufstrebenden Sparte des «flüchtigen, augenblicklichen Neuigkeits-süchtigen» zuordnen, als vielmehr – mit den Worten Arnold Küblers, des damaligen Chefredakteurs der *Zürcher Illustrierten* – auf die Seite der Suchenden nach dem «Sinträchtige(n) der nahen und weiten Welt», dem «Wissenswerte(n), Lebenswichtige(n)» stellen (vgl. S. 41).

Die Konjunktur des Nationalistischen in Gestalt des heimatlich Eigenen im von Faschismus und Krieg markierten Europa der 1930er und 1940er Jahre verzeichnet auch in der Schweiz eine Hausse: wie andernorts will man sie «in Traditionen und Landschaften, in alten Sitten und Bräuchen, im Leben und Schaffen des Volks» sehen (S. 44). Obwohl dieser bis in die reine Luft der Schweizer Bergspitzen hochreichende Zeitgeist sich deutlich in Brunners Motivik abbildet, geraten die Aufnahmen – nach heutiger Blickart – selten zu grossartig oder zu pittoresk, sondern vermitteln eine herbe Poesie, die beeindruckt und nahegeht. Sie zeigt die Menschen – Frauen, Männer und Kinder – in ihrem alltäglichen Bemühen, bei der Arbeit in Landwirtschaft, Handwerk und Gewerbe. Manche Aufnahmen wirken hier wie Gemälde, sie erinnern an Volkslebensbilder aus dem 19. Jahrhundert («Korbmacher, Sisikon 1940», S. 37, oder «Ein Waldarbeiter aus Sigriswil 1946», S. 86).

Zeugnis einer volkskundlichen Annäherung ist nicht nur die bildliche Umsetzung des Gesehenen auf der Oberfläche des Papiers, sondern auch die intensive Beschäftigung Brunners mit den aufgenommenen Personen und Zusammenhängen. Dies mag erklären, wie jene Versunkenheit im Ausdruck der Dargestellten trotz der sorgsam gestellten Aufnahmen gelingen konnte: etwa die Hingebung eines Luzerner Bäckers beim Croissantrichten (S. 17) oder die Bewegung einer Warenhausverkäuferin beim Stoffausbreiten (S. 19).

Mit der von Pfrunder zusammengestellten Auswahl an Fotografien liegt jedoch weit mehr als «eine kleine Enzyklopädie des ländlichen Alltags» (S. 63) in der Schweiz der 1930er und 1940er Jahre vor. Ihr besonderer Reiz liegt in den virtuos festgehaltenen Licht- und Schattenwürfen, in der manchmal blendenden Klarheit der Kontraste und auch im Verschwimmen eines gestochen scharfen Motivs zu seinen unscharfen Rändern hin. Bewegung und Innehalten werden so gleichzeitig ausgedrückt. Hierin erkennen wir eine Bildästhetik, die auch die von Brunners Zeitgenossen aufgenommenen Stadtlandschaften auszeichnet: Robert Doisneau, Henri Cartier-Bresson oder Willy Ronis, denen es gelungen war, das Flüchtige der Grossstadtbewegungen einzufangen. Doch hier den Wandel, dort die Langsamkeit, das Standbild anzusiedeln, entsprechend Brunners Verharren in der ländlichen Motivik, geriete zum allzu leichten Klischee. Dem widerspricht Brunners Perspektive. Sie ist oft ungewohnt und überraschend. Sie zeigt eine Sicht auf die Welt, indem der Blick der BetrachterInnen durch das fotografische «Auge von unten nach oben» oder von «oben nach unten» geleitet wird. Seltsam modern mutet diese «Bergweltperspektive» an, gleichsam als Blickwinkel der «Schräg-von-oben-Fotos» in der modernen Reportagefotografie (vgl. S. 199, Anm. 24).

Würdigung und internationale Anerkennung, die Ernst Brunners fotografischen Arbeiten nach dem Zweiten Weltkrieg zuteil werden (es sind unter anderem seine Fotos, die den Bildanhang von Richard Weiss' «Volkskunde der Schweiz» ausstatten), scheinen seine Ambitionen wenig genährt zu haben. Denn er verlagerte nun sein engagiertes Beschäftigungsfeld auf die Bauernhausforschung im Kanton Luzern. Bis zu seinem Lebensende gilt ihr seine massgebliche Initiative, und er avancierte – auch hier Autodidakt – zu ihrer zentralen Figur.

Johanna Rolshoven

ZSUZSA V. FODOR: «Isten áldja a tisztos ipart!» Iparosélet Veszprém-ben a két világháború között. Tanulmányok a szabó, a vendéglős, a fényképész és a bérautós szakma történetéből. Veszprém: Veszprém Megyei Múzeumi Igazgatóság 1989. 103 S., Ill. (Veszprémi múzeumi értesítő.) Zusammenfassung S. 102–103: «Gott segne das ehrliche Gewerbe!» Das Gewerbeleben zwischen den zwei Weltkriegen in Veszprém.

Die Autorin geht vier Gewerben in Veszprém, Westungarn, zwischen den beiden Weltkriegen nach. Ihre Wahl fiel auf das Schneiderhandwerk und das Wirtegewerbe sowie auf die neu aufkommenden Berufszweige der Fotografen und der Taxifahrer. Zwar handelt es sich beim Schneidern und beim Wirtewesen um traditionelles Handwerk, aber der Leser oder die Leserin erfährt sehr anschaulich, wie sich diese beiden Berufszweige im analysierten Zeitabschnitt gestalteten. Die zwanziger Jahre kannten einen wirtschaftlichen Aufschwung, der 1929 (Black Friday) jäh unterbrochen wurde; die dreissiger Jahre waren Jahre der wirtschaftlichen Depression, die aber im Vorfeld des Zweiten Weltkrieges in eine wirtschaftliche Erholung mündeten. Sowohl 1919 wie 1945 mussten jedoch all jene Männer, die als Soldaten Dienst geleistet hatten, ihre Existenz neu beginnen. Veszprém gliedert sich bruchlos in die Geschichte Ungarns ein, Ungarn selbst ist Teil der (ost-)europäischen Geschichte.

Durch die Kleidermode versuchte Ungarn, den Anschluss an Westeuropa (Paris) zu finden; in den dreissiger Jahren kam allerdings «ungarischer» Stil (Männerkleidung mit Verschnürungen) auf. Die angesehenen Schneider am Ort scheuten sich nicht, auch Änderungen auszuführen, da sich diese als der goldene Boden des Handwerks erwiesen. Konkurrenziert wurden sie mehr und mehr durch Konfektionsware, die in neu aufkommenden Warenhäusern angeboten wurden.

Im Wirtwesen machte sich in jener Zeit eine stärkere Reglementierung bemerkbar. Demzufolge gab es eine deutliche Zweiteilung in solche Hotels und Restaurants, deren Besitzer oder Betreiber ein Wirtepatent mitbringen mussten, und solche, die ohne Patent bzw. einen Lehrabschluss betrieben werden durften. In die erste Kategorie fielen alle angesehenen und grossen Häuser am Ort; sie konnten zum Teil auf eine mehrere Generationen zurückreichende Tradition zurückblicken und hatten eine feste Klientel, die von Adresse zu Adresse variierte, aber dem Gastgewerbe jeweils seinen unverwechselbaren Stempel aufdrückte. Familienbetriebe waren durchaus üblich, und fotografische Aufnahmen hielten die oft zahlreichen Mitglieder einer Wirtefamilie fest. In die zweite Kategorie fallen sog. Schenken (*kocsmák*) und Kaffeehäuser sowie Landgasthöfe ausserhalb von Veszprém. Familienbetriebe waren hier die Regel, da der Selbstbetrieb die Kosten senkte, andererseits konnte eine kleine Wirtschaft, wenn sie zum Beispiel eine Spezialität aufwies, ein bescheidenes Auskommen garantieren.

Der Beruf des Fotografen ist ein Modellbeispiel für einen neu aufkommenden Beruf. Die Lehrlinge besaßen zu Beginn keine eigenen Lehrbücher oder Kurse und mussten mit Metzger-, Coiffeur- oder Malerlehrlingen zusammen die Gewerbeschule besuchen. Am Beispiel des Lehrlings und späteren Meisters József Streit erhält man Einblick in das harte Leben der jungen Leute jener Zeit. Der Lehrmeister weihte den angehenden Fotografen nicht etwa in seine Geheimnisse ein, war dieser doch zukünftige Konkurrenz! Später besserten sich die Verhältnisse etwas, denn der Beruf gewann mehr und mehr an Bedeutung: Jeder Verein, jedes Hochzeitspaar, jeder Soldat liess sich fotografieren. Die Fotografie war zum gesellschaftlichen Muss avanciert; allerdings geriet nun die Amateuraufnahme zur Konkurrenz.

Schliesslich meldete sich mit dem Taxi- bzw. Mietautowesen der wichtigste moderne Gewerbebranchen zu Wort. Erwachsen aus dem traditionellen Handwerk des Fuhrmanns bzw. des Wagners, verlangte dieser Beruf einerseits Kenntnisse der Mechanik und der Wagenhaltung, andererseits charakterliche Eigenschaften wie höflicher Umgang mit der zahlungskräftigen Kundschaft, Enthaltensamkeit während der Dienstfahrtzeit, genaue Kenntnis des Strassenreglementes. Von Jahr zu Jahr wurden das Strassenreglement weiter ausgebaut und die Sanktionen verschärft. Die Höchstgeschwindigkeit innerorts betrug 25 km/h und durfte unter keinen Umständen überschritten werden, auch nicht auf Drängen der Kundschaft hin. Strassen wurden asphaltiert und zum Teil verbreitert, das Aussehen der Stadt begann sich damit bleibend zu verändern. Noch gab es Pferdefuhrwerke, und die Pferde scheuten vor den ungewohnten Autos. Es kam vor, dass ein Fuhrmann eine Zeitlang beides nebeneinander betrieb; sollte das

Taxigewerbe zu wenig abwerfen, konnten die Fahrer so auf den Transport mit dem Pferdewagen zurückgreifen. In einzelnen Fällen gab ein Fahrer das Taxiwesen wieder auf, denn das Fahren mit dem eigenen Auto kam immer mehr auf und konkurrenzierte das Mietfahren. Die ungarische Automobilindustrie steckte allerdings noch in den Kinderschuhen, und die Käufer bevorzugten ausländische Marken. Das Taxigewerbe unterstützte die heimische Industrie, aber im Grunde ging es beiden schlecht. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg begann ein neues Kapitel in der Geschichte der ungarischen Automobilindustrie.

Der Museumsführer liest sich leicht und spannend und ist reich illustriert mit zeitgenössischen Aufnahmen. Die deutsche Zusammenfassung am Schluss des Büchleins erlaubt auch jenen Lesern oder Leserinnen, die der ungarischen Sprache nicht mächtig sind, einen Einblick in die Thematik.

Paula Küng-Hefti

ZOLTÁN POLNER: *Hetvenkedök: A csanyteleki Vasgyúró. Az óföldaéki Vass Laci bácsi*. Szeged: Somogyi-könyvtár 1989. 64 S. (Csongrád megyei könyvtári füzetek, 20). Mit 5 (Linol-)Schnitten von György Papp.

Es handelt sich um Aufschneider, Angeber, Märchenerzähler, Demagogen. Der Prototyp dafür ist die legendäre Figur des János Hári, bekannt geworden durch die Oper von Zoltán Kodály. Aber nicht um diesen János Hári geht es hier, sondern um einen János Kovács, geboren 1912 in Csanytelek in unmittelbarer Nähe der südungarischen Stadt Szeged, allgemein bekannt als *Vasgyúró* («Eisenknetter»). Von ungewöhnlicher Körperstärke, ist er aber zu seinen Lebzeiten aus anderen Gründen zu seiner eigenen Legende geworden: Unehelich geboren, ohne eine sorgfältige Erziehung zu geniessen, eignet er sich aus eigenen Kräften Schulbildung an und liest zeitlebens täglich die Zeitung. Er heiratet sehr jung, lebt mit Frau und Mutter in einem Erdloch, obwohl die Gemeinde ihm ein Stück Land überlässt, auf dem er hätte ein Haus bauen können – wenn er gewollt hätte. Nach der Geburt ihres zweiten Kindes verlässt ihn seine Frau, und er lebt als Einsiedler in seinem Erdloch oder nächtigt im Sommer unter freiem Himmel. Er ist und bleibt Tagelöhner, jede gesellschaftliche Karriere ist ihm offensichtlich gleichgültig. Sein ausschliessliches Interesse gilt den Zeitungen; diese kann er wörtlich auswendig, und er unterhält die Dorfbewohner in seinem Lieblingscafé, wo er einen Sirup zu trinken pflegt. Hier kommentiert er das Gelesene und versucht sich in Prognosen über die künftigen Geschehnisse des Landes Ungarn. Auch die Vergangenheit kennt er recht gut und kommentiert die ungarische Politik vom Staatsgründer König Stephan über König Mátyás bis zu den kommunistischen Führern seit 1945. Er bekennt sich zum Sozialismus (er schwärmt zum Beispiel für Willy Brandt), lehnt aber den Kommunismus, so wie er ihn in Ungarn kennengelernt hat, weitgehend ab. Das Büchlein ist 1989 erschienen; leider erfährt so der Leser oder die Leserin nicht, wie er die Wende und die künftigen Geschehnisse des Landes beurteilt hätte.

Vasgyúró selbst verstand sich als «Deuter», als ein schamanischer Zukunftsleser, und die Leute hörten ihm halb freiwillig, halb widerwillig zu. Oft entsetzten sie sich über die Freimütigkeit, mit der er seine Meinung kundtat. Es geschah ihm aber nichts; als junger Mann war er einmal von der Polizei gesucht worden, konnte aber entkommen. Einerseits nahm man ihn nicht ernst, andererseits war er schon zu Lebzeiten zu einer Art Mythos geworden, so dass sich viele jüngere oder ortsfremde Leute wunderten, wenn sie ihn leibhaftig vor sich sahen. Es war, wie wenn er in einer geschichtslos-fernen Zeit gelebt hätte. Und doch ist Vasgyúró die modernere Figur der beiden Aufschneider, die das Büchlein porträtiert.

Vass Laci bácsi (Onkel Laci Vass) wurde 1886 geboren, 1989 ist er gestorben. Im Ersten Weltkrieg war er in russische Gefangenschaft geraten; im Grunde beruht seine Lebenserfahrung und die Geschichten, die er auf dem Hintergrund eines abenteuerlichen Lebens erzählt, auf diesem Zeitabschnitt, den er in Sibirien verbracht hat. In Óföldaék, einem alten Dorf bei Szeged, ist er Stammgast im Geschäft eines Coiffeurs; dort unterhält er die Leute, eine Geschichte reiht sich an die andere, sie sind witzig-pointiert und gehören wohl am ehesten in die Gattung der Anekdote. Man fühlt sich an die Geschichten des Barons von Münchhausen erinnert. So wenn er angibt, er habe eines Abends sein Pferd mitten in der sibirischen Taiga an einen Eisenpfahl gebunden, am Morgen sei er am Fuss eines Kirchturms aufgewacht, sein Pferd aber habe an dem Kreuz, das auf der Turmspitze befestigt war, gehangen...

Von beiden Dorfhelden werden eigene Aussagen mitgeteilt, aber auch Aussagen von Leuten über sie. Zoltán Polner hat als Interviewer und Sammler gearbeitet. Seine Aufzeichnungen nahm er auf Tonband auf. Diese Tonprotokolle sind möglichst wortgetreu wiedergegeben. Dabei werden auch die dialektalen Formen verschriftlicht. Besonders deutlich kommt das geschlossene «ë» der Gegend von Szeged («Szöged» ausgesprochen) zum Tragen. Die Satzkonstruktionen sind reihend, sie beginnen immer wieder mit *oszt* (*asztán*, dann). Die sprachliche Form, obwohl einfach, erschwert möglicherweise doch die Lektüre

dieses Büchleins, da es nicht dem offiziellen Schul-Ungarisch entspricht. Leider enthält es keine deutsche Zusammenfassung, dafür sind die Illustrationen recht ansprechend (vgl. Titelblatt).

Es scheint mir bemerkenswert, dass in Ungarn der Aufschneider oder Prahlhans offensichtlich eine lebendige volkstümliche Figur ist. Die Bezeichnung *hetvenkedő* ist etymologisch ungesichert und hat wohl nichts mit «siebzig» (*hetven*) zu tun. Das *Kalevala* der Finnen kennt allerdings ein Erzählmittel, bei der zu einer ursprünglichen Zahl aus stilistischen Gründen eine Zahl hinzugefügt wird: Die Handlung wird gestaltet gesteigert und in ihrer Bedeutung unterstrichen.

Die Reihe «Csongrád megyei könyvtári füzetek» präsentiert immer wieder volkskundlich Interessantes über die grosse ungarische Tiefebene und mag den Lesern und Leserinnen des *Schweizerischen Archivs für Volkskunde* empfohlen sein.

Paula Küng-Hefti

FERENC BAKÓ (Hg.): *Palócok I-IV*. Eger: Heves Megyei Múzeumok Igazgatósága 1989. 443, 503, 889, 924 S., Ill. Alle vier Bände sind auf Hochglanzpapier gedruckt und mit schönen, farbigen Umschlägen versehen.

Palócok I: Kutatástörténet, föld és nép. Der erste Band der Monographie befasst sich mit der Geschichte der Erforschung der Paloczen. Er geht der Frage nach, welche ethnischen Gruppen in Nordungarn siedelten, woher der Name *palóc* kommen mag und welche Bedeutungen er seit 1800 angenommen hat. Das sogenannte Paloczerland (*Palócföld*) umfasste nicht immer die gleiche Fläche, noch hatte es immer den gleichen Umfang. Es konnte allerdings ein Zentrum (u. a. Szilvásvár) in Nordungarn festgemacht werden. Zur Siedlungsgeschichte kommt eine Beschreibung des Dialekts hinzu. Am Schluss des Bandes werden Porträts von vorne und im Profil tabellarisch aufgeführt und verschiedenen Menschentypen zugeordnet. Es sind dies die Ergebnisse neuerer menschenkundlicher Untersuchungen.

Palócok II: Újkori történelem és népi társadalom. Der zweite Band untersucht die Geschichte der Region nach Beendigung der sogenannten Türkenzeit (1541–1686) bis zur Gegenwart. Im Vordergrund stehen die Lebensbedingungen der Bauern, der Kleingewerbetreibenden und der Kumpel. Die ländliche Gesellschaft wird aber über die einzelnen Berufszweige hinaus bis in feinste Verästelungen hinein erfasst: Der Rahmen, die Organisation und das Funktionieren der Dorfeinheiten und ihre Verbindungen untereinander werden anschaulich erklärt, die verschiedenen Arbeitsverträge werden vorgestellt, und Gruppen von Saisonarbeiterinnen und -arbeitern zur Erntezeit werden in Wort und Bild gezeigt.

Palócok III: Termelés és a javak felhasználása. Der dritte Band orientiert über den Fruchtbau, die Ernte und die Nutzung der Güter. Neben dem Ackerbau, der Tierhaltung und der Waldnutzung ist die Rede vom Lastentragen, von den Möglichkeiten des Volkes, auf dem Land zu zirkulieren, sowie von der Ernährung der ländlichen Bevölkerung. Ausserdem werden die verschiedenen Trachten der Paloczen vorgestellt, ihre Verzierung beim Weben oder durch Handstickerei. Der Reichtum der Motive wird hier ausgebreitet. Schliesslich behandeln drei Aufsätze die Baukunst und -kultur der Paloczen: das Wohnhaus, die verschiedenen Typen von Wirtschaftsgebäuden und ihre Nutzung sowie die Möbel mit ihrer typischen Verzierung. Die vom Herausgeber selbst angefertigten Fotografien veranschaulichen sehr schön die traditionellen Gerätschaften, die bis heute in Gebrauch sind.

Palócok IV: Ritus és folklór. Der vierte Band beinhaltet nun so klassische volkskundliche Themen und Themenkreise wie Geburt, Hochzeit und Tod mit den entsprechenden Sitten und Gebräuchen. Vor allem das Hochzeitsmahl folgt einer strengen Regie mit traditionellen Gerichten, die von Ort zu Ort leicht variieren. Zu jeder Jahreszeit gehören aber weitere Festtage, die den Kalender des Jahres bestimmen und bis heute gefeiert werden. Hierher gehören auch dramatische Spiele, Umzüge, symbolische Akte, Kinderspiele, religiöse und weltliche Lieder. Schliesslich ist ein Kapitel dem Volkstanz gewidmet, mit seiner Choreographie, den typischen Trachten und Liedern. In einem abschliessenden Kapitel fasst der Herausgeber die charakteristischen Merkmale der Paloczer Kultur zusammen: Damit ist nicht nur der vierte Band beendet, sondern die ganze Monographie kommt zu einem Resumé.

So umfassend und gründlich die Darstellung der Paloczen ist, so wenig vermag die Monographie zu Beginn, Herkunft und Verbreitung der Paloczen genau auszusagen. Weder die Übersetzung mit «Petschenegen» noch mit «Polowetze» mag befriedigen; die altrussischen Quellen verweisen auf ein den Kumanen verwandtes Volk, aber heute ist nicht mehr auszumachen, ob die Paloczen von Beginn an ungarisch gesprochen haben oder erst seit dem 9./10. Jh. n. Chr. In der Romantik galt *palóc* als besonders urtümlich, ursprünglich, und in dieser neuen, positiven Bedeutung wurde den Paloczen immer mehr Siedlungsraum zugeordnet. Die heutige Forschung muss mit dem Verlust alten Siedlungsraumes im

Norden (Slowakei) leben und hat das Paloczenland auf Nordungarn (mit der «Hauptstadt» Eger) eingeschränkt. Dank der akribischen und mit viel Liebe zusammengetragenen Dokumentation kann die Monographie als Standardwerk gelten.

Paula Küng-Hefti

EVA LABOUVIE: Verbotene Künste. Volksmagie und ländlicher Aberglaube in den Dorfgemeinden des Saarraumes (16.–19. Jahrhundert). St. Ingbert: Röhrig Verlag 1992. 403 S.

Es handelt sich bei diesem Buch um den zweiten Teil der Dissertation von Eva Labouvie, deren erster Teil 1991 unter dem Titel «Zauberei und Hexenwerk» erschienen ist. Hier wird erstmals (Forschungsüberblick in Kapitel 1 und 2) der Versuch unternommen, das Phänomen der Magie in der ländlichen Welt systematisch und über die gesamte Frühe Neuzeit zu beschreiben und zu analysieren. Die Studie versteht sich selbst als erste geschlossene Mikroanalyse auf Dorfebene für den deutschsprachigen Raum – genauer: in etwa für das heutige Saarland, dessen Teile historisch zum Kurfürstentum Trier, dem Herzogtum Lothringen, zu Pfalz-Zweibrücken und zu Nassau-Saarbrücken gehört haben.

Sie verfolgt das Ziel, die Sicht der Landbevölkerung zu rekonstruieren, ihre Wahrnehmungs-, Deutungs- und Handlungsweisen, soweit sie einen magischen Bezug hatten. Frau Labouvie versucht, über zeitgenössische urteilende Quellen, besonders Visitationsakten, dennoch einzuschätzen, wie wichtig die Magie war und wie sich diese Wertigkeit im Laufe der Zeit verändert hat. Die Tatsache, dass alle drei Konfessionen im Saarraum präsent waren, erlaubt ihr dabei die Einschätzung der Rolle der Konfessionalisierung für die Magie im Dorf, die sie chronologisch quantifizierend analysiert, indem sie Klagen wegen magischer Werke in Visitationsakten in bezug auf Verfolgungswillen und Erfolg der Konfessionen beurteilt (Kapitel 3). Im vierten Kapitel wird die Rolle der Kirchen und der Obrigkeit, die teils als Gegner, teils als Anhänger der Volksmagie auftreten, differenziert beschrieben. Im fünften Kapitel wird die systematische Analyse der beschriebenen Handlungs- und Deutungsmagie vollzogen, ehe im sechsten Kapitel der Wandel in der gesellschaftlichen Rolle von Magie nachgezeichnet und begründet wird.

Der Schwerpunkt der Arbeit liegt klar in den Kapiteln 4 (90 Seiten) und 5 (rund 50 Seiten von 316 Seiten Text), also in der Phänomenologie und dem Quellenreferat, wohingegen besonders die Fragen nach Motiven und Motoren des Wandels eher sehr knapp behandelt werden. Diese Gewichtsverteilung hängt mit der Vorgehensweise der Autorin zusammen, die in «dichten Beschreibungen» die Alltagsrealität von Magie zum Leben erweckt, um so die «eingeborene Theorie» und Selbstinterpretation von Volksmagie zu rekonstruieren (S. 34).

«Magie» definiert Labouvie – in Anlehnung an Marcel Mauss – knapp als Freisetzung oder Herbeirufung übernatürlicher Mächte und Kräfte. Magische Kräfte (Diagramme S. 48 f., 64 f.) würden entweder Personen oder Dingen als innewohnend oder durch besondere Rituale übertragen gedacht. Magie, die durch Rituale übertragen wird oder die von jedermann – also personenungebunden – durch die Anwendung magischer Dinge ausgeübt werden kann, sei der Kern der Alltagsmagie. Weiße und schwarze Magie unterschieden sich im wesentlichen nur durch ihre Zielrichtung, nicht in ihrer Struktur. Hexerei ordnet sich hier insofern ein, als die Hexe/der Hexer als ein Mensch gedacht wird, dem magische Kraft durch Übertragung des Teufels innewohnt.

Labouvie beginnt den beschreibenden Teil mit dem Abwehrzauber. Sie gewinnt dabei die weiterführende Einsicht, dass im Prinzip jede Volksmagie Gegenzauber war, also defensiven Charakter besass: Magie war Nothilfe in Verzweiflung, ein exklusiv und selten genutzter letzter Weg, den man nicht häufig beschreiten konnte wegen der Ausseralltäglichkeit und damit quasi «Heiligkeit» der magischen Kräfte (S. 287). Beim Gegenschadenszauber wurde die Grenze zur schwarzen Magie überschritten. Bei all diesen Praktiken unterschied «das Volk» nicht zwischen christlichen und von den christlichen Kirchen als abergläubisch oder heidnisch verdammt magischen Mitteln.

Die katholische Kirche, so Labouvies Überzeugung, stand der Volksmagie wesentlich näher als die protestantischen Kleriker, die früh, energisch und schroff gegen Magie vorgingen. Das Volk, so ihre Einschätzung, kümmerte sich aber kaum oder durch Verschleierungstaktiken um diesen Feldzug gegen die Magie, der deshalb ins Leere lief und scheiterte (S. 214–225, 240, 298). Labouvie differenziert dabei (S. 170) sogar zwischen den protestantischen Konfessionen und attestiert den Lutheranern eine eher desinteressierte Haltung zu magischen Praktiken (Fazit: S. 173–175).

Im folgenden geht sie aber wieder hinter ihre konfessionelle Differenzierung zurück und argumentiert auf der Muchembledschen Ebene einer Dichotomie von Eliten- und Volkskultur, so als habe doch der Volksmagie eine einheitliche disziplinierende Front gegenübergestanden (S. 254 f., 268 ff.). Wertvoll bleibt dabei aber, dass sie deutlich und plausibel macht, dass Magie ein Teil des christlichen Weltbildes der Menschen war, Gott sogar als oberster Magier gedacht wurde (S. 269). Nicht ganz so strin-

gent scheint es daher, wenn sie meint, christliche und magische Vorgaben hätten «echte Alternativen» gebildet – wenn beide von der Selbsteinschätzung des Volkes aus doch gar keine wesentliche strukturelle Differenz besaßen.

Angesichts des Urteils, die Kirche habe in der Phase der Konfessionalisierung, also im 16. und 17. Jahrhundert, keinen Erfolg bei ihrem Versuch gehabt, die Magie auszuschalten, wird die Feststellung erklärungsbedürftig, im 18. Jahrhundert habe sich «ein von kirchlichen Seiten eingeleiteter und forcierter Wandel in der generellen Einstellung der Landbewohner zu volksmagischen Vorstellungen und Praktiken [vollzogen], der längerfristig den Stellenwert und das Bedeutungs- wie Funktionsgeflecht der magisch geprägten alternativen Weltansicht des Volkes veränderte» (S. 302). Dabei subsumiert Labouvie selbstverständlich das aufklärerische Denken und die Erziehungsarbeit der Schulen (S. 302–312). Neben diese Auguren des Wandels treten auch die Industrialisierung, die Mobilität, der Ausbau des Medizinalwesens, der «Reiz neuer Möglichkeiten der Lebensgestaltung» zusammen mit Wandlungsprozessen des dörflichen Zusammenlebens – sie reduzierten gemeinsam die Magie zur Subkultur und nahmen ihr damit die Allgemeingültigkeit (vgl. die Zusammenfassung S. 318–325, in der die Grundgedanken der Arbeit wiederholt werden). Denn sie reduzierten die Orientierungs-, Interpretations- und Handlungslücken der ländlichen Gesellschaft. Diese Aufzählung erinnert stark an Keith Thomas' Versuch, den feststellbaren Wandel (den «Decline of Magic») zu erklären. Auch nach diesem Buch bleibt der Eindruck, daß hier noch nicht das letzte Wort gesprochen ist – wird doch das Explanandum (Säkularisierung) durch sich selbst (Aufklärung im weitesten Sinne) erklärt.

Diese Kritik schmälert nicht den kaum zu überschätzenden Wert der Forschungsleistung Eva Labouvies. Insbesondere die – etwa konfessionell – differenzierenden Zugriffe überzeugen. Wenn auch unbestreitbar Lücken der Erklärung bleiben, ist das zu Erklärende doch durch sie um einiges deutlicher geworden: nämlich die Verankerung magischer Vorstellungen und Praktiken in der gesamten Bevölkerung, deren gesellschaftliche wie individuelle Rolle Labouvie sehr plastisch und stringent analysiert. Hier wird nebenbei ein wichtiger Beitrag zur Konfessionalisierungs- und Zivilisierungsforschung geleistet. Schliesslich wird sichtbar gemacht, wie sich die allmähliche Säkularisierung im 18. und 19. Jahrhundert vollzog. Erstmals wird für Deutschland eine Langzeitstudie zur «Volkskultur» auf der Ebene der Dörfer für einen grossen geographischen Raum geleistet, der damit Pionierqualität zukommt.

Heinrich Richard Schmidt

IAN MCKAY: *The Quest of the Folk: Antimodernism and Cultural Selection in Twentieth-Century Nova Scotia*. Montreal: McGill-Queen's University Press 1994. XVII, 371 S., Abb.

Für VolkskundlerInnen sind die 1990er Jahre das Jahrzehnt nach der «Erfindung der Tradition» (Hobsbawm und Ranger) und der Erfindung der Nation (Benedict Anderson), eine Ära, in der Kulturökonomie, *politics of culture* sowie Folklorismus- und Ideologiekritik längst Teil des reflexiven Instrumentariums geworden sind. Für den kanadischen Sozialhistoriker Ian McKay hingegen ist das Legat volkskundlicher Fachgeschichte noch Neuland, und es gelingt ihm in der hier vorliegenden Fallstudie, die vielleicht mancherorts bereits abgenutzt wirkenden Begriffe in einen eigenen, ideologisch Raymond Williams verpflichteten Ansatz zu verschmelzen und gleichzeitig einen wichtigen Beitrag zur kanadischen Fachgeschichte und zur Verbindung von Kulturkommodifizierung und Tourismus vorzulegen.

In der Vorstellungswelt Nordamerikas figuriert Nova Scotia als eine der wild-romantischen atlantischen Seeprovinzen, wo Fischer noch fischen, das Leben karg, die Kultur hingegen reich und intakt und touristisch durchaus erfahrbar ist. «Unschuld» ist das zentrale Etikett, das McKay in diesem Bild aufdeckt. Die *Folk Society* figuriert darin als das hauptsächliche Ingredienz, und erfunden wurde das ganze zwischen 1900 und 1950. Die Studie will darstellen, wie und warum lokale Kulturproduzenten ihre Provinz unter diesem Bild entdeckten, feierten und verkauften. Kulturproduzenten sind für den Autor alle, die in den Prozess kultureller Auslese und *promotion* eingebunden sind, und unter ihnen sind Folkloristen, ob Laien oder Akademiker, besonders prekär situiert.

Das Greifbarmachen und Konsumieren der Unschuld ist aus McKays Perspektive das zentrale Anliegen einer antimodernistischen, bürgerlichen Befindlichkeit, wobei er lieber von «liberaler Hegemonie» als vom Bürgertum spricht, da letzterer Begriff eher aus europäischer als aus postkolonialer Sozialgeschichte erwachsen ist. Diese Hypothese führt ihn zunächst im ersten Kapitel zu einer Reprise der bekannten deutschen romantisch-nationalistischen Konstellation (die knapp, aber durchaus prägnant erfasst ist). Er gelangt zur Einsicht, dass aus dieser Geistesbewegung «an international matrix of words and things that define the true folk» erwuchs (S. 30). Wie diese Matrix sich lokal entwickelt, unterliegt

den Zufällen von Ort, Zeit und Personen, und die drei historischen Kapitel des Buches detaillieren diesen Prozess für Nova Scotia.

McKay beginnt mit Helen Creighton, deren Laufbahn durch die Entdeckung einer Insel voller «echter» Balladensänger vom Journalismus in folkloristische Dokumentationstätigkeit umspürte. McKays Anliegen liegt nicht darin, diese in der kanadischen Folkloristik als eine der Pionierinnen anerkannte Frau zu dämonisieren. Er will vielmehr zeigen, wie Creightons Tätigkeit, die sehr bewusst akademische und kommerzielle Ziele eng verband, zur Herauskristallisierung einer «unschuldigen» Volksgemeinschaft beitrug.

Handarbeit ist eine weitere Komponente des Bildes von Nova Scotia, und das nächste Kapitel verfolgt die Karriere von Mary Black, die eine staatlich geförderte Ideologie der Handarbeitsproduktion entwickelte. Während die folkloristische Ideologie Creightons dem Touristen entgehen mag, sind die Handarbeiten omnipräsent und entsprechen der konkreten Substanz, die der Reisende auch sucht. Verschiedene Künstler und Fotografen trugen schliesslich, wie im nächsten Kapitel ausgeführt wird, zu diesen käuflichen Produkten visuelle Darstellungen des «typischen» Nova Scotia bei. Weisse Ethnien und rauhe, seemännische Männlichkeit sind die dominanten Züge, die sich herausbildeten und die ironischerweise eine äusserst patriarchalische Gesellschaft idealisierten, obwohl es z.T. unabhängige Frauen waren, die unermüdlich und professionell ein solches Idealbild zur Realität werden liessen.

Vergleichbar ist McKays Studie mit «All Things Native and Fine» (1983), in welchem ein weiterer Sozialhistoriker, David Whisnant, die kulturelle Stereotypisierung und Folklorisierung der Appalachian darstellte. McKays Studie erwuchs aus einem Projekt mit dem Arbeitstitel «Roads to Innocence: Tourism and the Politics of Culture in 20th Century Nova Scotia». Doch während der Recherche erkannte er die unglaubliche Kraft der Folk-Metapher und fand sich unversehens tief in die vorliegende Arbeit verstrickt. Gleich Whisnant will McKay die Protagonisten seiner Geschichte nicht «respektlos» darstellen. Die Argumente fassen auf ausführlich zitierten Daten, die Kontexte sind sorgfältig gezeichnet, und die Schlussfolgerungen – wie der Text überhaupt – sind flüssig und eingängig geschrieben. Gleich Whisnant bleibt McKay jedoch auch nicht unbeteiligter Dokumentator, denn für ihn besteht kein Zweifel, dass die Ideologie und Tätigkeit von Leuten wie Creighton und Black unzählige Menschen zutiefst in den antimodernistischen Strudel hineingezogen hat. «Unschuld insbesondere, und Tourismus im allgemeinen, sind ethisch beunruhigend. Sie stehen beispielhaft für die Verwandlung lebender Menschen (und deren Gebräuche und Glauben) in Markenartikel» (S. 41), schreibt McKay zu Beginn und formuliert damit sein Credo als Sozialhistoriker, dass Menschen, deren Geschichte durch die Ideologie des «einfachen Volkes» zu einer «einfachen» Geschichte karikiert war, ein Recht darauf haben, ihre Geschichte und ihr Leben in voller Komplexität zu ergründen (S. XVI). Die betroffenen Menschen kommen hier zwar immer noch kaum zu Wort, doch klar zum Ausdruck kommt McKays Argument, dass die Volkserfindung und Vermarktung im Nova Scotia des 20. Jahrhunderts genauso ausbeuterisch funktionierte wie früher und andernorts die Industrialisierung.

Was Volkskundlern an McKays Studie allenfalls aufstossen wird, ist die relativ undifferenzierte Darstellung der Folkloristik. Es muss zwar gleich auch betont werden, dass McKay sich fast nie direkt mit dem Fach auseinandersetzt: Es existiert einfach als ein Mittäter, mobilisiert durch Hauptdarsteller in dieser Geschichte. McKay hat sich zwar offensichtlich breit in die volkskundliche Literatur eingelese, und einige beiläufige Anspielungen z. B. auf Klassenargumente innerhalb der frühen kanadischen Folkloristik oder auf Performanzansätze der Gegenwart bezeugen, dass der Autor sich der breiteren Landschaft des Faches durchaus bewusst ist. Doch wird der theoretische Rahmen – die Kritik der Antimoderne, die dekonstruierte Geschichte der Idee und Ideologie des Volkes, die kulturökonomischen Argumente – absolut nicht mit volkskundlicher oder folkloristischer Theoriebildung verbunden. Die Folkloristik sieht zumindest für einen sensibilisierten fachinternen Leser letztendlich wie eine ihrer eigenen Taten kaum bewusste, in manchen Teilen sogar pedantisch unreflexive Wissenschaft aus. Dass er die ethnographisch fundierte (gerade auch auf dem Gebiet des Kulturtourismus in Kanada) und historisch-reflexive Folkloristik nicht miteinbezog, ist zu bedauern. Insbesondere das letzte, vielleicht am schärfsten formulierte Kapitel mit dem Titel «The Folk under Conditions of Postmodernity» hätte dadurch allenfalls an menschlicher Tiefe gewonnen.

In diesem Kapitel wird die «Folk-Formel» pointiert zusammengefasst und gefragt, wie eine Bevölkerung, die gemäss einer Touristenbroschüre «jedes Jahrzehnt mehr sich selbst wird», mit ihrer eigenen Ver-folk-ung zu Schlage kommt, insbesondere da die Mittäterschaft breiter Bevölkerungskreise in Wiederbelebungen, Wieder-Wiederbelebungen und neo-nationalistischen Ergüssen ebenfalls belegbar ist. McKays letzter Satz beginnt mit der Feststellung, «inhärent in dieser langen Suche [nach dem Folk] ist sowohl eine Tragödie wie eine Farce» (S. 311), was mir unmittelbar die Piefke-Saga (1991) in Erinne-

nung rief, deren Autor Felix Mitterer sein Fernsehspiel über die Verquickung von Tourismus und tirolischer Volksidee ein Experiment der Uneinheitlichkeit nannte: «Der erste Teil ist eine Satire, der zweite Teil eine Komödie, der dritte Teil eine Tragikomödie, der vierte Teil eine Horrordisziplin zum Totlachen.» McKays wichtige Studie belegt, dass Aspekte dieser Vision längst Realität sind. Dass die Einheimischen Nova Scotias, sofern man sie überhaupt so nennen kann, durchaus in ihrer Erfindung leben, sie bisweilen selbst karikieren und kritisieren, den Zwängen ihrer ökonomischen Verflechtung aber zu grossen Teilen ausgeliefert sind, wird knappstens angetönt. Ob sie und wir uns dadurch bedroht, bedrückt oder amüsiert fühlen sollen, bleibt zu ergründen.

Regina Bendix

GEORGES DESCŒUDRES/ANDREAS CUENI/CHRISTIAN HESSE/GABRIELE KECK: Sterben in Schwyz. Beharrung und Wandel im Totenbrauchtum einer ländlichen Siedlung vom Spätmittelalter bis in die Neuzeit. Basel: Schweizerischer Burgenverein 1995. 274 S., Abb. (Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters, 20/21).

«Sterben in Schwyz» ist eine interdisziplinäre Studie über den Kirchhof der Pfarrkirche St. Martin in Schwyz und das dortige Totenbrauchtum vom Mittelalter bis in das 19. Jahrhundert. Ausgangspunkt der vorliegenden Untersuchung waren archäologische Ausgrabungen in den Jahren 1988 und 1989 in einem Teilbereich des Friedhofes, wo bereits die Feldarbeiten fächerübergreifend von Anthropologen und Archäologen durchgeführt wurden. Die umfassende und in dieser Art wohl einzigartige Fallstudie beleuchtet eingehend sowohl das Toten- und Sterbebrauchtum, die Bestattungstopographie, als auch die unterirdischen materiellen Zeugnisse der Gräber und ihrer Beigaben.

Der erste Beitrag von *Erwin Horat* über das Totenbrauchtum stützt sich weitgehend auf eine ausgezeichnete Quelle, ein mehrbändiges, von dem Pfarrer und bischöflichen Kommissar Thomas Fassbind (1755–1824) verfasstes Werk zur Religions- und Profangeschichte in Schwyz. Horat schildert ausführlich die Prozessionen und Umgänge, die im Zusammenhang mit dem Begräbniskult und dem Totengedächtnis standen. Die ausführlich zitierten Passagen von Fassbind belegen, dass diese nach einem streng geregelten Ritus abgehalten wurden. Wir erfahren, dass es in Schwyz einen differenzierten Umgang bei der Bestattung von Selbstmördern und Hingerichteten gab. So wurden die mit dem Schwert Hingerichteten in Schwyz nicht, wie allgemein üblich, auf dem Richtplatz, sondern auf dem Kirchhof in geweihter Erde bestattet. Die Gehängten und Geräderten wurden beim Hochgericht ausserhalb der Städte verscharrt. Auch Selbstmörder durften, wenn sie an einer seelischen Krankheit (meist Schwermut) gelitten hatten, auf dem Kirchhof beerdigt werden. Die instruktive Dokumentation des Totenbrauchtums von Horat hätte punktuell etwas genauer kommentiert und fallweise mit anderen Verhältnissen verglichen werden können, um dem Leser das Besondere und Konventionelle in Schwyz leichter unterscheidbar zu machen.

Franz Auf der Maur stellt die Bestattungstopographie dar, d. h. die verschiedenen Orte, an denen in Schwyz seit der alemannischen Einwanderung bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts bestattet wurde. Hierzu gehören das alemannische Reihengräberfeld, die Bestattungen in der Pfarrkirche und an den Klöstern, der Kirchhof und der ausseramtliche Friedhof in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sowie die Hinrichtungsstätte und die sog. Franzosengräber von 1798/99.

Georges Descœudres unternimmt eine ausführliche Systematisierung und Deutung der archäologischen Befunde. Dabei war die relativ chronologische Abfolge der einzelnen Gräber und Gräbergruppen aufgrund der dichten Belegung gut zu fassen, während die Zuordnung der Bestattungen zu den einzelnen Kirchenbauten nur in Einzelfällen gelang (S. 43). Die freigelegten Gräber wurden neben dem Frühmittelalter, wo noch keine Begrenzung des Bestattungsfeldes durch die Kirchhofmauer existierte, nach fünf Gruppen unterschieden. Neben einer quantitativen Verteilung der Bestattungen in den genannten Gräbergruppen nimmt Descœudres eine Unterscheidung der Gräber nach Sarg- und Erdbestattungen sowie nach Gräbern mit Holzresten vor. Letztere konnten Sargbestattungen oder Beisetzungen auf Totenbrettern sein.

Daran schliesst sich eine Typologie der Sargformen und -konstruktionen und deren Verteilung in den verschiedenen Epochen an. Es werden nach der Art, wie die Sargbretter zusammengefügt waren, drei Grundtypen von Kistensärgen unterschieden. Bemerkenswert ist, dass der überwiegende Teil der freigelegten Bestattungen in Särgen stattgefunden hat, und zwar in allen Gräbergruppen. Dies ist ein für die Geschichte und die Verwendung des Sarges wichtiger und bislang seltener Befund, deutet er doch auf eine gewisse soziale Ausgeglichenheit hin. Weiterhin werden die «Gebärden des Todes», d. h. die Gestik und Körperhaltung, in welcher der Tote ins Grab gelegt wurde, festgestellt. Im Frühmittelalter herrschte eine relativ einheitliche Stellung vor, bei der die Arme seitlich neben dem Körper ausgestreckt waren,

wobei ein Arm leicht angewinkelt sein konnte. «Seit dem Hochmittelalter sind generell und auch in unseren Ausgrabungen verschiedene Armhaltungen zu beobachten» (S. 70). Man sieht im Schoss gefaltete Hände oder auf der Brust liegende Arme. «Im Spätmittelalter und in der Neuzeit finden sich neben den älteren Formen auf der Brust gekreuzte Unterarme, ineinandergelegte Hände in verschiedenen Positionen und mit vielfachen Variationen» (S. 70).

Im zweiten Teil der Untersuchung wird eine vorsichtige Sozialtopographie des Kirchhofes und eine Soziologie der Bestattungen vorgenommen. Erdbestattungen und Mehrfachbestattungen werden zumindest im ausgehenden Mittelalter und der frühen Neuzeit als Bestattungsform der ärmeren Bevölkerungsschichten angesehen. Die soziale Topographie des Kirchhofes wird nach Himmelsrichtungen unterschieden. So werden etwa im Westen auf der Seite der Finsternis und dem Altar abgewandt die Armen beigesetzt. Im Süden und Osten befanden sich dagegen die Familiengruften vermöglicher Schichten, und an der nördlichen Friedhofsmauer fanden die Sonderbestattungen für Arme, Fremde, Selbstmörder, Henker und Hingerichtete statt.

Im Abschnitt «Epochen des Todes» wird m. E. eine etwas zu grobe Unterteilung in Mittelalter, wo der Tod in der Gemeinschaft kennzeichnend sei, und Neuzeit als Phase des individualisierten Todes vorgenommen. Hier wird von der strengen archäologischen Befundlage abgegangen und eher kulturhistorisch argumentiert.

Den Abschluss bildet eine detaillierte Auswertung der geborgenen Funde, wobei Devotionalien wie Rosenkränze mit Bein-, Holz-, Glas- und Gagatperlen sowie Pilgerzeichen und Kreuze die wichtigsten Gruppen bilden. Weiterhin werden Tonfiguren, Kreuze, Sargnägel, Gewandhäkchen, Ösen und Knöpfe der Totenkleider untersucht. Sie wurden in spätmittelalterlichen und neuzeitlichen Gräbern gefunden und bezeugen eine Bestattung der Toten in Totenhemden. Mit Ausnahme von fünf spätmittelalterlichen Gräbern, in denen sich Holzkreuze befanden, wurden erst in gegenreformatorischer Zeit Grabbeigaben gefunden, wobei der Rosenkranz die häufigste Beigabe war. Zu den weiteren Funden gehören die Pilgerzeichen und Wallfahrts- und Bruderschaftsmedaillen, die nach Herkunft und Motiv klassifiziert und auf ihre chemischen Bestandteile hin analysiert werden. Sie geben Auskunft über die Mobilität und das räumliche Beziehungsgeflecht der Schwyzer.

Im letzten Beitrag werden rund hundert Skelette anthropologisch auf die Geschlechterverteilung, die Kindersterblichkeit, die Altersverteilung der Erwachsenen, das körperliche Erscheinungsbild und den Gesundheitszustand in Abhängigkeit von den Lebensbedingungen und der Ernährungssituation untersucht. Durch Vergleiche mit anderen Ortschaften und demographischen Befunden konnten Eigenheiten der Schwyzer Skelette und Übereinstimmungen mit anderen Befunden herausgearbeitet werden. Bedeutend im Hinblick auf manche sozialgeschichtliche Vermutung ist, dass aufgrund der Skelettbefunde die allgemeinen Lebensbedingungen für sämtliche Bewohner von Schwyz nur unbedeutende Unterschiede aufweisen und das körperliche Erscheinungsbild vom 13. bis ins 19. Jahrhundert weitgehend unverändert bleibt.

Die Autoren präsentieren mit dieser streng empirischen Untersuchung einen reichen Fundus an schriftlichen Quellen, materiellen Zeugnissen und archäologischen Befunden, die das Toten- und Bestattungsbrauchtum von Schwyz über einen Zeitraum von mehr als sechshundert Jahren eindrücklich dokumentieren. Die quantitative Auswertung der Befunde, ihre typologische und systematische Betrachtung sowie die graphische Darstellung der Ergebnisse überzeugen zutiefst und bieten einen hochachtbaren Datenbestand, der vor allem auch der volkskundlichen Forschung einen beachtlichen Wissenszuwachs erbringt.

Barbara Happe

JOACHIM MEYNERT/VOLKER RODEKAMP (Hg.): Heimatmuseum 2000. Ausgangspunkte und Perspektiven. Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte 1993. 201 S. (Texte und Materialien aus dem Mindener Museum, 10).

Der vorliegende Sammelband ist das Resultat einer Fachtagung mit demselben Titel, die im November 1992 am Mindener Museum für Geschichte, Landes- und Volkskunde stattfand. Diese Tagung diente insbesondere westfälischen Museumsfachleuten als Forum für eine museale Standortbestimmung. Das Hauptinteresse galt dabei einem zukunftsorientierten «Konzept Heimatmuseum», das aus dem «Experiment Heimatmuseum» der 1980er Jahre herauswächst.

Der Tagungsband wird eingeleitet durch zwei Hauptreferate von Gottfried Korff und Udo Gösswald, die das Thema in den allgemeinen kultur- und museumspolitischen Zusammenhang stellen. *Korff* präsentiert zu Beginn seiner Ausführungen die neuesten statistischen Zahlen zum Museums- (insbesonde-

re Heimatmuseums-)Boom in der Bundesrepublik Deutschland und fasst anschliessend die inzwischen umfangreich gewordene, oft widersprüchliche und irritierende Fachdiskussion zu diesem Phänomen prägnant zusammen. Er sieht in den Widersprüchlichkeiten gerade «die Potenzen des Museums als einer Einrichtung, die Europas Gang in die Moderne begleitet hat», bzw. dessen Stärke und Bedeutung, die darin liegt, dass es sehr viel zulässt.

Gefahren sieht Korff in der allorts feststellbaren Uniformierung, Designierung, Didaktisierung und Akademisierung der kleinen Museen: «Aus Wunder- und Raritätenkammern wurden oftmals edukative Arrangements, die den Charme eines Dentallabors haben.» Die Stärken des Museums bringt er folgendermassen auf den Punkt: «Nimmt das Museum seine Aufgaben ernst und kombiniert das Bewahren mit dem Zeigen, das Erkunden mit dem Deuten, das Deponieren mit dem Exponieren, dann ist es ein Medium, welches (...) über vielfache Möglichkeiten der Information, Unterhaltung, Belehrung und Faszination verfügt.» In einer Welt der Simulationen und audiovisuellen Wirklichkeitsreflexe wird in Zukunft vom Museum noch vermehrt die «Konträrfaszination des Authentischen» ausgehen.

Udo Gösswald zeigt am Beispiel des Neuköllner Heimatmuseums, in welchen Punkten zentrale Kategorien der Museumsarbeit der Zeit angepasst werden müssen, um als Institution handlungsfähig zu bleiben. Als Beispiel für eine neue Dimension der Museums- bzw. Erinnerungsarbeit erläutert Gösswald die Ausstellung «Fluchtpunkt Berlin-Neukölln», die aus einer spontanen Solidaritätsaktion für BewohnerInnen eines Flüchtlingswohnheims entstanden ist. Verschiedene Flüchtlinge stellten im Museum Erinnerungsstücke an die Heimat aus und berichteten in einer Begleitveranstaltung über ihre Lebensgeschichte. Auf diese Weise wurden Erfahrungen verschiedener Kulturkreise miteinander konfrontiert, was dazu führte, dass das jeweils ««Fremde», die Welt des Andern, selbstverständlicher» wurde.

Im Anschluss an die beiden Eingangsreferate kommen die MuseumspraktikerInnen zu Wort. Am Beispiel von sechs inhaltlich und infrastrukturell unterschiedlichen Museen aus der Region Ostwestfalen-Lippe werden Fragen nach deren institutionellem Selbstverständnis diskutiert und Zukunftsperspektiven entworfen. *Cornelia Foerster* sieht eine wichtige Entwicklungschance der klassischen Museumsarbeit in Richtung Kooperation mit verschiedensten Institutionen (Volkshochschule, Theater, Kunstschaffende etc.). Die Hauptfunktion des Historischen Museums Bielefeld und der historischen Museen überhaupt soll nach Foerster eine gesellschaftspolitisch integrative sein: Das Museum «soll als Ort historischer Aufklärung mit seinen spezifischen Mitteln dazu beitragen, dass die verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen sich in ihrer Stadt zu Hause fühlen und dass in einer Atmosphäre der Toleranz (...) bessere Formen des Zusammenlebens möglich werden». *Heinrich Lakämper-Lührs* plädiert für «lebendige Gespräche über die lokalen Auswirkungen von politischen, gesellschaftlichen, technischen oder ökologischen Wandlungen», welche im Stadtmuseum Gütersloh bisher mit Erfolg geführt wurden.

Am Beispiel des Städtischen Museums «Hexenbürgermeisterhaus» in Lemgo erläutert *Jürgen Scheffler* seine Praxis der «anhaltenden Veränderungsbereitschaft». So werden in Lemgo neue Kooperationen mit anderen historischen Institutionen erprobt und mit der Integrierung des Museums in einen Stadtrundgang innovative Formen der Museumsarbeit aufgenommen. Das «Hexenbürgermeisterhaus» will mit dieser Praxis die BesucherInnen «über die Geschichte der Stadt und ihrer Bewohner informieren, indem es sie an historische Objekte heranführt, Zusammenhänge erkennbar und den historischen Wandel deutlich werden lässt».

Volker Rodekamp sieht das Heimatmuseum als einen Ort, «wo Geschichte in überschaubarer Dimension angeeignet, bewahrt und auch als veränderbar erlebt wird». Um diesem Anspruch gerecht zu werden, beschreitet das Mindener Museum neue Wege bei der Forschungsvermittlung. Das Museum versteht sich als experimenteller Ort, wo eher Fragen an die Geschichte formuliert als Antworten gegeben werden. Rodekamp plädiert anstelle von historischen Rekonstruktionen für eine Konterkarierung, «die den ästhetischen Reiz des Originals relativiert und eine historische Verortung des ausgestellten Exponats im Zusammenhang besser ermöglicht».

Regine Krull und *Wulff Eberhard Brebeck* berichten über das Widukind-Museum Enger bzw. über die KZ-Gedenkstätte im Kreismuseum Wewelsburg und deren bewegte Geschichte(n) im Umgang mit Mythen und dem Bewältigen von Vergangenheit. Dass auch andernorts noch Mythen und Legenden wuchern, muss aus einer Forderung von *Helmut Knirim* geschlossen werden. Er mahnt zur Vorsicht, dass damit nicht nur diejenige Vergangenheit rekonstruiert werde, die bestimmten Legitimationszwecken dient. Seine «Entwicklungsperspektiven der Heimatmuseen» aus der Sicht des Westfälischen Museumsamtes sowie ein Vortrag von *Volker Rodekamp* zur Vielschichtigkeit der Museumslandschaft Ostwestfalen-Lippe runden die Berichte der MuseumspraktikerInnen ab.

An den mancherorts bereits «kanonisierten» Themen «Fremde, Frauen, Umwelt» wird in nächster Zukunft wohl kein Heimatmuseum mehr vorbeikommen. *Joachim Meynert* wirft zunächst die Frage nach der multikulturellen Verantwortung der Museen auf und präsentiert gleichzeitig ein innovatives Ausstellungsprojekt mit dem Titel «Migrationskultur in Minden», das in enger Zusammenarbeit mit dem Ausländerbeirat der Stadt Minden bearbeitet wurde. *Gisela Lixfeld* zeigt anhand der aussergewöhnlichen Ausstellung «Trotz Fleiss kein Preis? Frauenalltag in Schramberg 1867–1992», wie Frauenforschung und Frauengeschichte mit etwas gutem Willen (und bei vielen Widerständen) auch im Heimatmuseum Einzug halten könnten. Während die Alltagskulturdebatte der 1970er Jahre sich relativ rasch in dauerhaften Museumspräsentationen niederschlug, blieben die Resultate der etwa zeitgleich einsetzenden Frauenforschung bisher auf Sonderausstellungen beschränkt. Dauerausstellungen müssen vergänglich sein, um neue Forschungsergebnisse berücksichtigen, um Gegenwartsprobleme aufgreifen zu können, lautet eine der zentralen Forderungen Lixfelds an die Museen der Zukunft. Weil die Beschäftigung mit der Umwelt eine «moralische Dimension» habe, sei dieser Themenkomplex bisher beharrlich aus dem Wissenschafts- und Museumsbetrieb ausgegrenzt worden. *Ulrike Klein* zeigt am Beispiel der Wassernutzung, wie das Mensch-Umwelt-Verhältnis im Kontext der örtlichen Wirtschafts- und Sozialgeschichte epochenübergreifend thematisiert werden könnte.

Einen letzten Schwerpunkt bilden zwei museumspädagogische Beiträge. *Axel Jürgens* zeigt die Möglichkeiten der Kooperation von Schule und Museum anhand verschiedener Modelle. *Andreas Urban* erläutert aus der Sicht des Museumspädagogen die Leistungsfähigkeit von Geschichtsarbeit im Museum. Das «Museum als Lernort» ermögliche «eine vergnügliche, anregende Auseinandersetzung mit der Vergangenheit, ohne dass dem festumrissene Lernprogramme zugrundeliegen müssen».

Den Abschluss des nicht nur für Museumsfachleute informativen, anregenden und über weite Strecken spannend zu lesenden Bandes bildet ein Plädoyer von *Bernd Hey* für eine Ausweitung des Museumsbegriffs auf die historische Stadt. Mit dem Bonmot: «Das Museum kann doch laufen» von Joseph Beuys proklamiert Hey ähnlich wie Cornelia Foerster und Jürgen Scheffler die Unabhängigkeit der Institution Museum vom Museumsgebäude. Am Beispiel der historischen Lehrpfade erläutert er, wie die Stadt als lebendiges Museum in die Museumsarbeit miteinbezogen werden könnte. Freilich erfordert solches Tun eine grosse Kooperationsbereitschaft mit andern Institutionen (Archiven, Stadtverwaltungen, Tourismusinstanzen u.a.). Dieses Fazit kann als eines der wichtigsten der gesamten Fachtagung gelten: Das Museum als abgeschlossenen, in sich ruhenden «Tempelbezirk» gibt es nicht mehr. Vielfältigste Öffnungen und Zusammenarbeit sind gefordert, wenn die Institution auch das 21. Jahrhundert überleben will.

Roland Inauen

ALBERT HAUSER: Von den letzten Dingen. Tod, Begräbnis und Friedhöfe in der Schweiz 1700–1990. Zürich: Neue Zürcher Zeitung 1994. 325 S., Abb.

Bei «den letzten Dingen» handelt es sich, wie der Autor selber schreibt, um ein Spezialgebiet der Alltagsgeschichte, dem er sich in seinen früheren Werken nur ungenügend hat widmen können. Neuere Untersuchungen aus diversen Regionen der Schweiz haben zusätzlich motivierend gewirkt, dem Thema ein eigenes Werk zu widmen. Das Resultat besteht aus knapp 300 Abbildungen und gut 300 Seiten Text mit detaillierten Literaturangaben und Bildnachweisen, vor allem aber aus einer Kulturgeschichte über 300 Jahre rund ums Sterben, wie sie bisher und wohl noch auf lange Zeit hinaus für die Schweiz einmalig sein dürfte. In seiner Einleitung geht Hauser kurz und kritisch auf die verschiedenen Disziplinen und deren unterschiedliche Erklärungsmodelle ein, die sich mit dem Thema üblicherweise befassen. Dank der Konzentration auf wichtige Merkmale jeder Epoche und dank dem klugen Verzicht, seine eigenen Implikationen mit ins Thema hinein zu verweben oder eine gesamtheitliche Schau anzustreben, gelingt Hauser eine informative und gleichwohl engagierte Darstellung. Indem er seine ausgewählten Themen immer wieder mit anderen historischen, psychologischen, ethnologischen oder schweizerisch-volkskundlichen Werken und Theorien verknüpft, vermittelt er ebensoviel Grundlagenwissen wie Details, dies alles, ohne pedantisch oder voreingenommen zu wirken.

Die klare Gliederung nach Zeitepochen besticht ebenso wie die klare graphische Gestaltung des Bandes (bei soviel inhaltlicher und gestalterischer Sorgfalt fallen die leider nicht allzu seltenen Druckfehler unangenehm auf, besonders wenn es um falsche Buchstaben bei Autoren geht, die so nur von Insidern auffindbar sind). Gut lesbaren kurzen Abschnitten stehen jeweils unter einem für die Epoche wichtigen Stichwort reichhaltige Bilder, mehrheitlich Fotos, mit kurzen Erläuterungen gegenüber. Das erste Kapitel ist dem 18. Jahrhundert und den Gegensätzen zwischen katholischem und protestantischem Brauchtum gewidmet. Das zweite Kapitel behandelt das 19. Jahrhundert, die markanten Wand-

lungen und den Stadt-Land-Gegensatz. Das dritte und vierte Kapitel sodann teilen sich unser Jahrhundert hälftig, dabei nehmen Gedrucktes und Theoretisches, der Abschied von altem Brauchtum und Tabus immer mehr Platz ein. Rück- und Ausblick runden das Ganze ab und zeigen nochmals die Metamorphose des Gottesackers zum Kultort mit Erlebniswert für jeden Geschmack auf.

Aus der ganzen Fülle soll hier stellvertretend für jedes Kapitel ein Stichwort kurz wiedergegeben werden:

Als erstes die Sitte im protestantischen Bern und der Waadt des 18. Jahrhunderts, die Beerdigung ganz ohne Pfarrer und kirchliche Handlungen vollziehen zu lassen. Diese puritanische Forderung stellte sich klar als Überforderung heraus und wurde wohl nicht nur, um die katholische Schadenfreude zu parieren, von der Obrigkeit rückgängig gemacht. Am Beispiel des städtischen Friedhofes des 19. Jahrhunderts wird die Abkehr von ländlicher Kargheit und Bescheidenheit hin zu deklamatorischer Selbstdarstellung und dem Bedürfnis städtebaulicher Akzentsetzung durch Parkanlagen dargelegt. Für die erste Hälfte unseres Jahrhunderts sei die gedruckte Todesanzeige erwähnt, die mit Anmerkungen wie «Kondolenzbesuche sind zu unterlassen» oder dem Hinweis auf Blumenspenden den Individualismus-schub unseres Jahrhunderts anzeigen. Für die zweite Hälfte sei die sogenannte Hämmerli-Affäre am Zürcher Stadtspital erwähnt, dank der die öffentliche Debatte über passive Sterbehilfe in Gang kam und Tabus um Sterben, Tod und Trauer geöffnet wurden. Im Rück- und Ausblick berichtet Hauser von einem Symposium, an dem die Hersteller von Grabsteinen das Wort führten, um z. B. im Hinblick auf den «Friedhof im Jahr 2000» festzuhalten, dass Grabzeichen Kulturgüter und nicht Wegwerfartikel seien.

«Die letzten Dinge» heute also ein Geschäft wie jedes andere, bei dem gewiefte Anbieter Nachfragen produzieren? Wohl doch nicht ganz – wieso liessen sich sonst ein Verleger und Käufer für einen Band wie den besprochenen finden? Und das scheint gut so.

Maja Fehlmann

ROLF W. BREDNICH/WALTER HARTINGER, (Hg.): Gewalt in der Kultur. Vorträge des 29. Deutschen Volkskundekongresses, Passau 1993. Teilband I und Teilband II. Passau: Universität Passau. Lehrstuhl für Volkskunde 1994. 779 S., Abb. (Passauer Studien zur Volkskunde, 8/9).

Volkskunde als Wissenschaft vom Zusammenleben, mehr noch, Volkskunde als Engagement für ein friedliches Zusammenleben, so sollte es sein, wenn den Bekenntnissen, die zum Kongressthema geführt haben, geglaubt werden darf. Dass mit einem aktuellen Aufhänger und dem Wunsch, Betroffenheit zu artikulieren, das Risiko von Unwissenschaftlichkeit in Kauf genommen wird, darf den Organisatoren und den Nachbearbeitern des 29. Deutschen Volkskundekongresses vorbehaltlos positiv angerechnet werden. Damit, dass sie das Risiko nicht zu bannen verstanden und es zur Gefahr werden und diese auch im nachhinein korrekturlos durchgehen liessen, lösen sie ihr Versprechen, die «Verantwortung der Wissenschaft gegenüber der Gesellschaft» wahrzunehmen (so das Bekenntnis auf dem Klappentext), nur ungenügend ein.

Der Titel suggeriert, dass Lesende sowohl einiges über Gewalt als auch über Kultur erfahren können. Doch da erweist sich die Vielfältigkeit beider Begriffe und das grosszügige Verständnis der Fachkolleginnen und -kollegen für ihre je anderen Interpretationen und Anlehnungen an je andere Disziplinen als Kommunikation von babylonischem Zuschnitt. Wie wäre es sonst zu erklären, dass mit ein und demselben Begriff so Unterschiedliches belegt wird wie der KZ-Alltag, Seemannsbräuche, Strassenverkehr, moderne Medien, ökologische Bewegungen...? Kommt dazu, dass es gilt, sich im Chaos von fünf Plenarvorträgen, 29 Sektionsreferaten, sechs Podiumsdiskussionen und zwei Projektpräsentationen zurechtzufinden – Zuhörende damals und nun die Lesenden können sich dabei leicht «vergewaltigt» fühlen! Die Beiträge umfassen je ca. 20 Seiten und füllen zwei Bände. Eine wahre Schatztruhe bilden die Literaturhinweise zu den spezifischen Themen.

Von der Fülle an Beiträgen kann hier nur eine sehr beschränkte und zudem willkürliche Auswahl präsentiert werden: Unter den Plenarvorträgen sei die von Ueli Gyr beschriebene «stille Gewalt» in der nonverbalen Kommunikation erwähnt. Seinen Vortrag widmet er Arnold Niederer, der die nonverbale Kommunikation in die europäische Ethnologie eingeführt hat. Gyr stellt das Thema unter anderem in Zusammenhang mit Schicht und Geschlecht. Letzteres steht dem Kongressthema als Ganzem besonders gut an. Denn im Verhältnis von Referentinnen und Referenten widerspiegelt sich die bestehende Geschlechterordnung deutlich, die nicht ohne Einfluss aufs Kongressthema ist und unterschiedliche Zugänge sowie Art und Weise der Behandlung mitbestimmt. Darüber nachzudenken lohne sich, meint Gyr, und ruft zusammenfassend mit sechs Thesen zu weiteren Auseinandersetzungen mit manifesten und latenten Formen von Gewalt auf (S. 93ff.). Ob diesem Aufruf Folge geleistet wird, kann mit Abschluss des Kongresses und der schriftlichen Vorlage der Beiträge noch nicht beurteilt werden.

Zum Kern der Sache kommt *Elisabeth Katschnig-Fasch* (S. 97–117) in ihrem Referat über die Wirksamkeit symbolischer Geschlechterkonstruktionen, wenn sie die üblichen Verdrängungsmechanismen anspricht, die dafür sorgen, dass auch Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sich das Thema auf heilvolle Distanz halten und gefährliches Verhalten immer nur bei den andern lokalisieren: beim andern Geschlecht, bei anderen Ethnien, in einer anderen Schicht, in anderen Zeiten. Damit vollzieht sie schonungslos, was andere nur deklamieren: Eigeninteresse und Stereotype (auch akademische) offenzulegen und zu hinterfragen, um auch die Interessen der Objekte, hier der Opfer, mit berücksichtigen zu können. Als einziger der folgenden Autoren mag *Hermann Heidrich* (S. 539–557) mit seinen einfühlsamen Interviews mit ehemaligen Diensthelfern und vorsichtigen Interpretationen diesem Anspruch zu genügen. Selten genug wird in den übrigen Beiträgen die Optik der Opfer eingenommen, noch seltener kommen diese selber zu Wort (die löbliche Ausnahme bildet der Beitrag von *Cécile Huber* unter anderem zum heiklen Thema von Gewalt und Familie, S. 525–537).

Besonders krass schlägt der einseitige, nicht reflektierte Blick bei *Wolfgang Streusloff* (S. 387–400) durch, der die gewaltgeladenen Schiffstufen als erprobtes Erziehungsmittel preist, oder bei *Albrecht Lehmann* (S. 1–26), der Jugendkriminalität eindeutig in der Unterschicht auszumachen glaubt. Ebenso befremden mich Schreib- (und damit auch Beschreib- und Denkweisen) wie «*der Fremde*» oder «*der Türke*». Als ob nicht gerade die Volkskundler wissen müssten, dass es solche Konstrukte im Singular gar nicht geben kann! Solch veralteter Sprach- und (Pseudo-)Theoriegebrauch stuft die Volkskunde zur «Lumpensammlerin» der Sozialwissenschaften zurück und verfehlt das hochgesteckte Ziel des Kongresses.

Vielversprechend werden am Schluss des Bandes zwei Projekte präsentiert. Bei näherem Hinsehen entpuppt sich das erste als Gruppenreferat und nur das zweite als eigentliches Projekt (S. 761–769). Darin geht es um Zusammenarbeit zwischen verschiedenen akademischen Disziplinen sowie mit privaten Institutionen und solchen der öffentlichen Hand mit dem Zweck, den Opferschutz zu verbessern und auszubauen. Der vielversprechende Ansatz zeigt, welchen praktischen Nutzen Wissenschaft im Alltag erbringen kann, wenn sie den Elfenbeinturm verlässt und die Mühe nicht scheut, sich auf langwierige Aushandlungsprozesse einzulassen. Ist es blosser Zufall, dass dieses Projekt nur bescheidene acht Seiten beansprucht/beanspruchen darf und das Schusslicht bildet?

Das Register wünschte ich mir ausführlicher: oft gibt es nur eine einzige Nennung zu Begriffen, die grundlegend sind und sich über beide Bände erstrecken. Hilfreich wäre es, wenn Schlüsselbegriffe und Namen sich auf Anheb durch einen andern Schriftcharakter unterscheiden liessen oder getrennt aufgeführt wären. Ein Autorenverzeichnis mit Adressangaben wäre nützlich, damit Interessierte auch nach dem Kongress gegenseitig in Kontakt treten oder bleiben könnten. Denn Zusammenkommen zur blossen Koryphäen- und Nachwuchsshow bringt zuviel Aufwand und zuwenig Ertrag. *Maja Fehlmann*